FRÖHLICH SEIN UND SINGEN

Frösi

PIONIERMAGAZIN FÜR MÄDCHEN UND JUN

JAHRGANG 1966
HEFT 10
PREIS 0,70 MDN

„Donnerwetter, bist du stark!"
staunt der Riese mächtig.
„Daß du so viel heben kannst,
finde ich ganz prächtig!"

„Bin der stärkste Mann der Welt,
voll Kraft in Arm und Hand.
Willst du noch mehr Stärke sehn?
Geh' durchs Sowjetland!"

Kommt mit, begleitet den Riesen durch die Sowjetunion! Schaut euch mit ihm um bei unserem großen Bruder. Lenin wies den Weg, den das Sowjetvolk seit 49 Jahren unbeirrt vorwärts schreitet. Heute arbeitet es bereits am Aufbau des Kommunismus. Durch die Millionenkraft seiner starken Hände und klugen Köpfe entstand das Riesenland SOWJETUNION!

Leonid Shabotinski
der sowjetische Weltmeister
im Schwergewicht
der Gewichtheber



ROTER RIESE wird dieses größte Transportflugzeug der Welt genannt. Es kann die Reisenden eines ganzen Zuges, 20 Traktoren oder 3 fünfzigsitzige Busse befördern.

FLÜSSIGES GOLD schickt die Sowjetunion mit jedem Tropfen Erdöl, den sie durch die Erdölleitung „Freundschaft" auch in die DDR pumpt. Lopatino heißt der Startplatz der Pipeline.

AUF FRIEDENSWACHT steht die Sowjetunion täglich für uns und alle sozialistischen Freunde. Auch moderne U-Boote, mit Atomraketen bestückt, werden dabei eingesetzt.

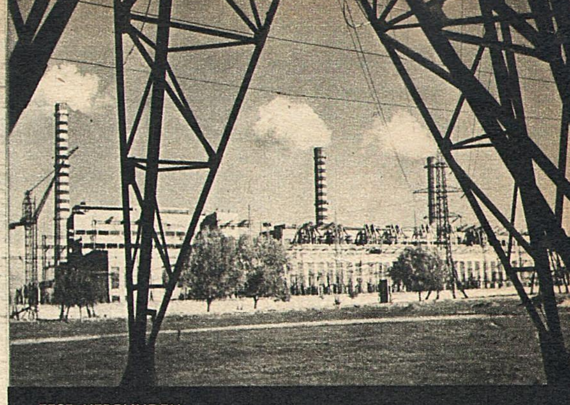
„Donnerwetter, Riesenflugzeug, Leitungsschlangen, übergroß! Starke Boote unter Wasser. In dem Land hier ist was los!"

„In den Jahren des Siebenjahrplanes wurden viele neue Produktionsstätten in Betrieb genommen, es wurden Hochöfen, Koksbatterien, Walzstraßen, Maschinenfabriken, chemische Werke, Betriebe der Leicht- und der Nahrungsmittelindustrie, die zu den größten in der Welt zählen, gebaut, Zehntausende neuer Maschinen und Ausrüstungen entwickelt und eine umfassende Arbeit bei der Modernisierung aller Verkehrsarten geleistet."

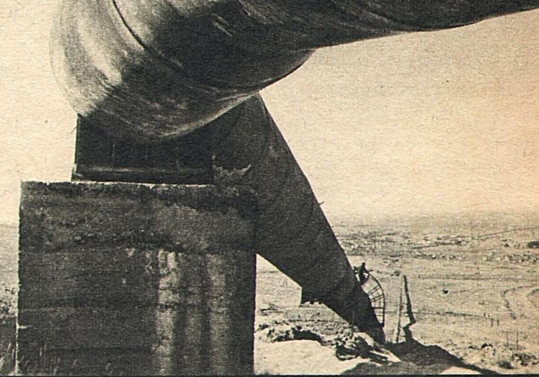
„Wir sind stolz auf unsere begabten Wissenschaftler und Konstrukteure, Ingenieure, Techniker und Arbeiter der Verteidigungsindustrie, die erstklassige technische Kampfmittel schaffen."

(A. N. Kossygin, auf dem XXIII. Parteitag der KPdSU)

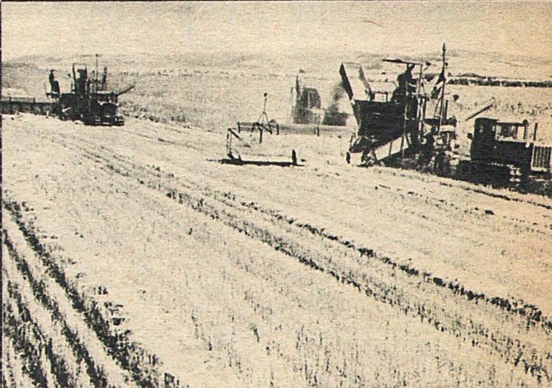
„Donnerwetter..." -Wasserspritzer-
und dann ist der Riese stumm.
Prustend schaut er sich im Baikal
in der schönen Landschaft um.



FEST VERBUNDEN
sind die sozialistischen Länder, die dem Energieverbundnetz „Frieden" angeschlossen sind. Ein Druck auf den Knopf genügt, und schon kann das Dobrotworsker Werk die benötigte Menge Strom z. B. in die DDR schicken.



ERSTER PLATZ
für die Sowjetunion: Sie besitzt die meisten Erdöl- und Erdgasvorräte der Welt. In jedem Jahr werden die Gasleitungen um große Strecken erweitert.



EINE SCHATZKAMMER
ist Sibirien mit seiner Kohle, seiner Wasserkraft, seinen Holzreserven, Eisenerzen- Buntmetallen, Diamanten und 28 Millionen ha Ackerfläche, die so groß ist wie mehrere europäische Länder zusammen. Und immer noch wird neues Land erschlossen und bebaut.



STADT IM MEER
Mit Hilfe großer Kräne werden Bohrtürme für das Erdöl auf dem Meeresboden des Kaspischen Meeres verankert. Eine ganze Erdölstadt ist so gewachsen.

1
RIESENRAD einer großen Turbine. Es wiegt 250 t und hat einen Durchmesser von 9 Metern. Bald wird es eingebaut sein im größten Wasserkraftwerk der Welt: Krasnojarsk!

2
STADT AUF EIS könnte man die nördlichste Großstadt der UdSSR nennen. Nurilsk liegt am 77. Breitengrad und ist mit der nördlichsten Eisenbahn der Sowjetunion zu erreichen. Wegen des Dauerfrostbodens sind alle Häuser auf Pfählen gebaut.



WIR SIND NOCH MÄCHTIGER GEWORDEN

„Die Kommunistische Partei und das ganze Sowjetvolk haben allen Grund, mit den Ergebnissen der Entwicklung der Sowjetunion im abgelaufenen Zeitraum zufrieden zu sein. Im Laufe dieser Jahre ist die Wirtschafts- und Verteidigungskraft unseres Vaterlandes gewachsen, unser Land ist, bildlich gesprochen, noch reifer und stärker geworden, hat breitere Schultern bekommen."

(Breshnew, auf dem XXIII. Parteitag der KPdSU)



LOB DES KOMMUNISMUS

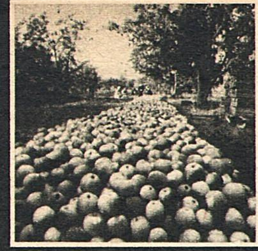
Er ist vernünftig, jeder versteht ihn. Er ist leicht.
Du bist doch kein Ausbeuter, du kannst ihn begreifen.
Er ist gut für dich, erkundige dich nach ihm.
Die Dummköpfe nennen ihn dumm, und
die Schmutzigen nennen ihn schmutzig.
Er ist gegen den Schmutz und gegen die Dummheit.
Die Ausbeuter nennen ihn ein Verbrechen.
Aber wir wissen:
Er ist das Ende der Verbrechen.
Er ist keine Tollheit, sondern
das Ende der Tollheit.
Er ist nicht das Rätsel,
sondern die Lösung.
Er ist das Einfache,
das schwer zu machen ist.

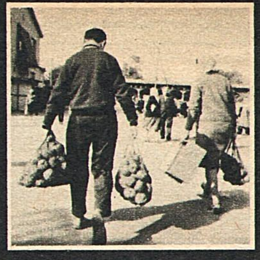
BERTOLT BRECHT

Stündlich „wachsen" Hunderte von Metern Chemiefaser.

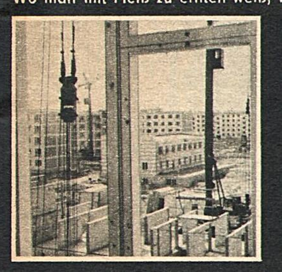
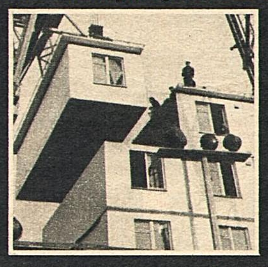
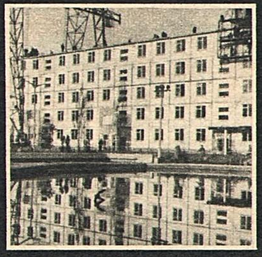
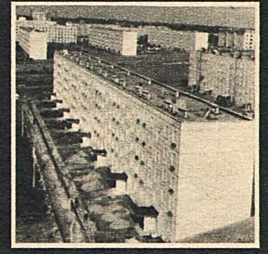
Stündlich „schießen" neue Gebäude aus dem Erdboden.

Stündlich „dirigieren" die Sowjetmenschen Atome zu friedlichen Zwecken.



Wo man mit Fleiß zu ernten weiß, was man zuvor gepflegt, ist es der allerschönste Preis, wenn man's nach Hause trägt.

Zu Haus wird's schöner jeden Tag, ja stündlich wächst das Land. Was auch der Mensch erdenken mag, vollendet seine Hand.






Denn mit geschickter Hand entsteht, was überall geschätzt, was oft in fremde Länder geht und in Erstaunen setzt.






Wer bei der Arbeit fröhlich schafft, ist auch danach vergnügt. Hier holt sich neue Schaffenskraft, wer sich im Tanze wiegt.

Kein Toto – sondern im Foto festgehaltene Ergebnisse aus 49 Jahren fleißigen und glücklichen Aufbaus des Kommunismus in der Sowjetunion!

4 x 4 aus 49

„Davon ausgehend, daß das Hauptziel der sozialistischen Produktion darin besteht, die wachsenden materiellen und kulturellen Bedürfnisse des Volkes immer vollständiger zu befriedigen, ist im kommenden Planjahrfünft eine weitere wesentliche Hebung des Volkswohlstandes auf der Grundlage einer Steigerung der Arbeitsproduktivität, einer Erhöhung der Produktion materieller Werte und eines beschleunigten Wachstumstempos des Nationaleinkommens zu gewährleisten."

(A. N. Kossygin, auf dem XXIII. Parteitag der KPdSU)



EDUARD KORPATSCHEW

Meine kleine, weiße Ziege

Es war einmal eine weiße Ziege. Sie lief durch den Wald und kam an unsere Partisanenhütte. Mutter fing sie ein, die Ziege lebte sich bei uns ein und wurde unsere Ernährerin. An das Pfeifen der Kugeln gewöhnte sich die Ziege genauso wie an das Zwitschern der Vögel; und als wir nach der Befreiung in die zerstörte Stadt zurückkehrten und uns in dem Schuppen einrichteten, stand die Ziege erschrocken in der unbekannten Wildnis, die Kiefern rauschten nicht mehr über ihr, es duftete nicht mehr nach Tannenzapfen und Wermuth. Ein anderer Himmel wölbte sich über uns, ein anderes Dach. Dann zogen wir in das große Haus, wo es nach Arznei roch. Ich brauche wohl nicht erst zu sagen, daß man im zweiten Stock keine Ziege halten kann. Wir banden sie unter einem Fenster an, ein Stall war nirgends zu finden.

Dann kam für die arme weiße Ziege der Tag, an dem Vater und Mutter beschlossen, sie zu verkaufen. Einen Stall gab es nicht — wo sollte auch ein Stall herkommen, wenn die ganze Stadt nur aus notdürftig zusammengezimmerten Holzhäusern bestand? Vater und Mutter bewachten nachts abwechselnd unsere Ernährerin. Milch brauchten wir alle: die Kinder und der Vater. Er konnte nichts essen, Schmerzen quälten ihn, der verfluchte Krieg, er hatte den Menschen die Krankheiten gebracht. Doch bald wurden Mutter und Vater es müde, die Ziege zu bewachen. Sie beschlossen, die Ziege heute oder morgen auf dem Markt zu verkaufen. Wie schwer es ihnen fiel — ich wußte es. Und sie wußten auch, wie schwer es mir fiel. Ich weinte, ich bettelte, ich versprach, die Ziege selbst zu bewachen, im Sommer brauchte man nicht zu schlafen, ich bewies, daß sich die Kinder aus dem ganzen Hof sammeln und nacheinander die arme weiße Ziege bewachen sollten — wer sollte sie, diese arme, alte, weiße Ziege denn auch gebrauchen können, es werde sie sicher niemand stehlen. Ich vermochte mir nicht vorzustellen, daß wir uns jetzt von ihr trennen könnten, nachdem wir während der schweren Kriegsjahre mit ihr im Walde gelebt hatten.

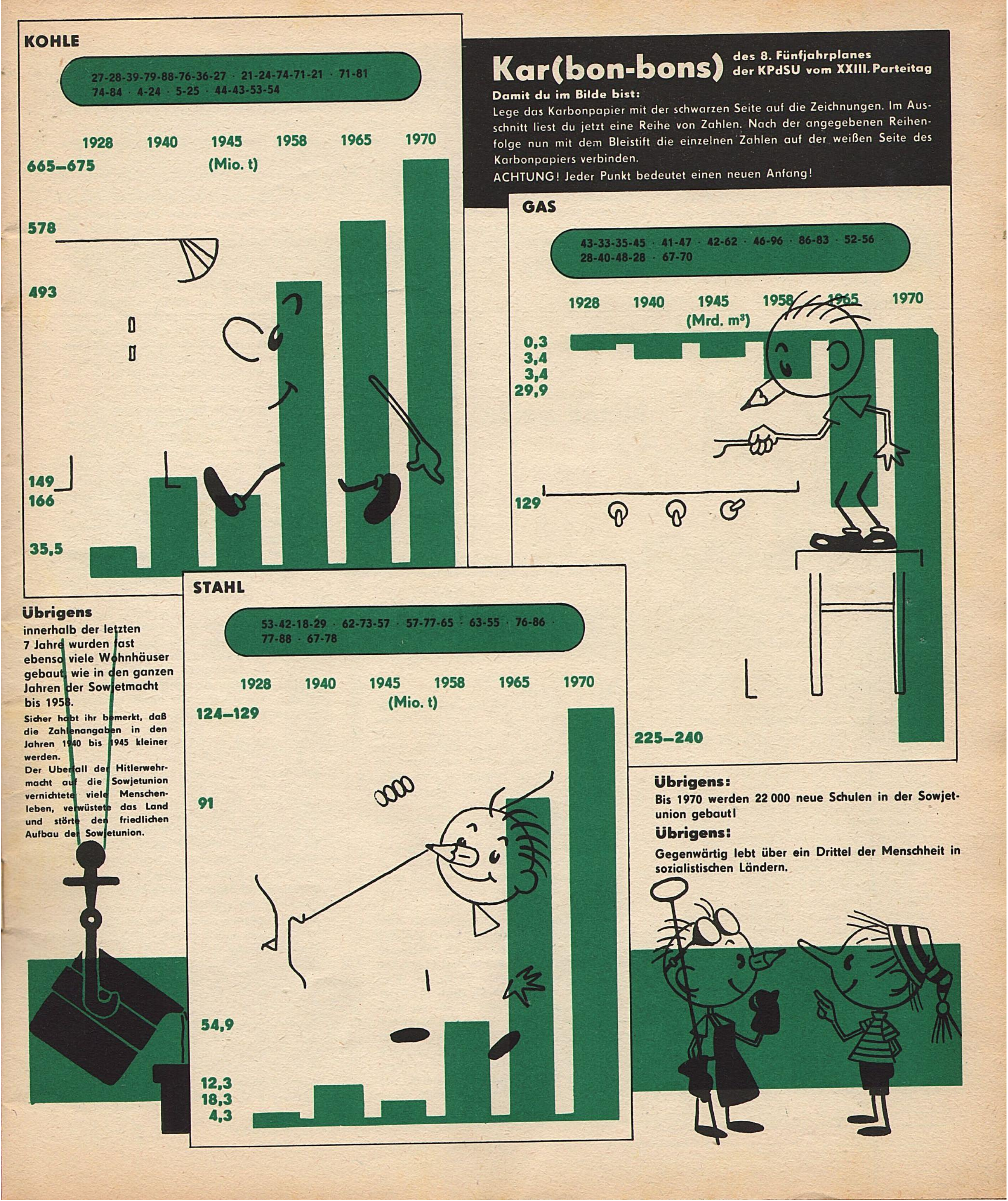
(Fortsetzung Seite 10)

Kar(bon-bons) des 8. Fünfjahrplanes der KPdSU vom XXIII. Parteitag

Damit du im Bilde bist:

Lege das Karbonpapier mit der schwarzen Seite auf die Zeichnungen. Im Ausschnitt liest du jetzt eine Reihe von Zahlen. Nach der angegebenen Reihenfolge nun mit dem Bleistift die einzelnen Zahlen auf der weißen Seite des Karbonpapiers verbinden.

ACHTUNG! Jeder Punkt bedeutet einen neuen Anfang!



Übrigens

innerhalb der letzten 7 Jahre wurden fast ebenso viele Wohnhäuser gebaut, wie in den ganzen Jahren der Sowjetmacht bis 1958.

Sicher habt ihr bemerkt, daß die Zahlenangaben in den Jahren 1940 bis 1945 kleiner werden.

Der Uberfall der Hitlerwehrmacht auf die Sowjetunion vernichtete viele Menschenleben, verwüstete das Land und störte den friedlichen Aufbau der Sowjetunion.

Übrigens:

Bis 1970 werden 22 000 neue Schulen in der Sowjetunion gebaut!

Übrigens:

Gegenwärtig lebt über ein Drittel der Menschheit in sozialistischen Ländern.

Fortsetzung von Seite 8



Meine kleine weiße Ziege

„Die Jahre haben dich mitgenommen, Junge", sagten sie zu mir. „Nur Erwachsene brauchen nicht schlafen. Und auch nicht immer . . ."

Ich schlich mich hinter die Trennwand, wollte niemanden sehen. Dann lief ich auf den Hof, ich wollte weder Fußball spielen noch Schlagball, ich wollte einfach in der Nähe der Ziege sein. Da sah ich: ein Deutscher bewachte die Ziege, einer von denen, die den öden Platz in Ordnung brachten, und ich bekam Angst: Wenn er ihr nun gar Gift hinstreute? Aus der Tiefe meines Gedächtnisses taucht der blasse, magere Deutsche auf, ich sehe deutlich, wie er seine knochigen Hände vorstreckt und um Milch bittet, weil er einen kranken Magen hat. Ich aber schreie ihm ins Gesicht, daß er nicht ein Tröpfchen Milch bekommt, daß sie schon genug Milch und Blut getrunken haben.

Am Abend jenes Tages prahlte ich zu Hause damit, wie ich es dem Deutschen gegeben hatte. Doch Vater und Mutter sahen mich ganz seltsam, irgendwie schmerzlich an.

„Was denn, tun sie euch vielleicht leid?" schrie ich.

Vater legte seine Notizen beiseite – er schrieb immer irgend etwas, ich sah gerne zu, wie die eiligen, schräg geneigten Zeilen entstanden und das Papier mit einem merkwürdigen Netz überzogen –, hob die Brille ein wenig an und hielt sie wie ein Fernglas vor die Augen.

„Der Sieger zeichnet sich immer durch Großherzigkeit aus", begann er streng. „Du hast genau das Gegenteil gezeigt. Wir vergeben ihnen nichts – weder wir noch die Geschichte werden jemals die Faschisten von ihren Greueltaten freisprechen. Doch du bist auch ein Sieger, mein Sohn. Und dann: Es gibt in der Sprache der Menschheit ein Notsignal, und wenn das ertönt, dann kommen alle zu Hilfe. Im Namen der Menschlichkeit. Damit sich die Menschlichkeit, verdammt nochmal, gegen alle Kriege und Tode durchsetzt."

„Und was haben sie mit unseren Leuten gemacht?" beharrte ich.

„Was sie mit unseren Leuten gemacht haben, ist allen bekannt. Sie haben sie hungern lassen, haben sie geprügelt, zur Arbeit, solange es ging, zu Tode, wenn die Kraft unserer Leute nicht mehr reichte. Sie haben sie zu „medizinischen" Zwecken mißbraucht und aus der slawischen Haut elegante Täschchen gemacht . . . Das waren Tiere, aber wir sind Menschen."

„Geduldige, eiserne Menschen, ja?"

„Sowjetische Menschen", sagte der Vater und rückte seine Brille wieder zurecht. Ich verzog mich hinter die Trennwand. Lange hockte ich dort und überlegte, dann fragte ich, ohne meinen Platz zu verlassen:

„Soll ich ihm also morgen Milch bringen?"

„Du hast ihn beleidigt. Wenn er noch einen Funken Würde in sich trägt, wird er deine Unterstützung nicht annehmen. Außerdem bringen wir die Ziege morgen früh auf den Markt."

Nach dem Gespräch mit dem Vater ging ich bald schlafen, auch Vater und Mutter legten sich hin. Das Fenster stand offen, damit wir hören konnten, ob dort unten vielleicht die Ziegenhufe trappelten. Ich vor allen Dingen lauschte in die Nacht hinaus, kein Laut durfte mir entgehen, es wäre schrecklich, wenn die Ziege in der letzten Nacht noch gestohlen würde. Und da hörte ich, wie sie über mich sprachen: „Wo hat er nur soviel Grausamkeit her?" Ich setzte mich auf. Mutter und Vater hatten mich also nicht verstanden. Laut sagte ich hinter der Trennwand: „Ich gehe die Ziege bewachen. Zum letztenmal."

Die Nacht roch nach Ziegenhaaren, Blättern, staubigen Wegen und Gras. Minuten später aber, als ich mich an den Partisanenwald erinnerte, nach Pulver und Brand. Die ganze Nacht über dachte ich an den Wald im Kriege, denn ich mußte mich vor Vater und Mutter rechtfertigen, damit sie mich nicht mehr für einen grausamen Menschen hielten. Und ich suchte die Rechtfertigung in den Nöten, die alle Menschen betroffen hatten, die Jungen genauso wie ihre Väter. Doch je mehr ich über die Qualen und Schrecken der Menschen nachdachte, desto öfter tauchten aus meiner Erinnerung solche Vorfälle auf, in denen wir, die Sieger, uns durch unsere Kühnheit, Menschlichkeit und Großherzigkeit über die Feinde erhoben haben. Und ich begann zu verstehen, warum Vater und Mutter meine Tat nicht guthießen.

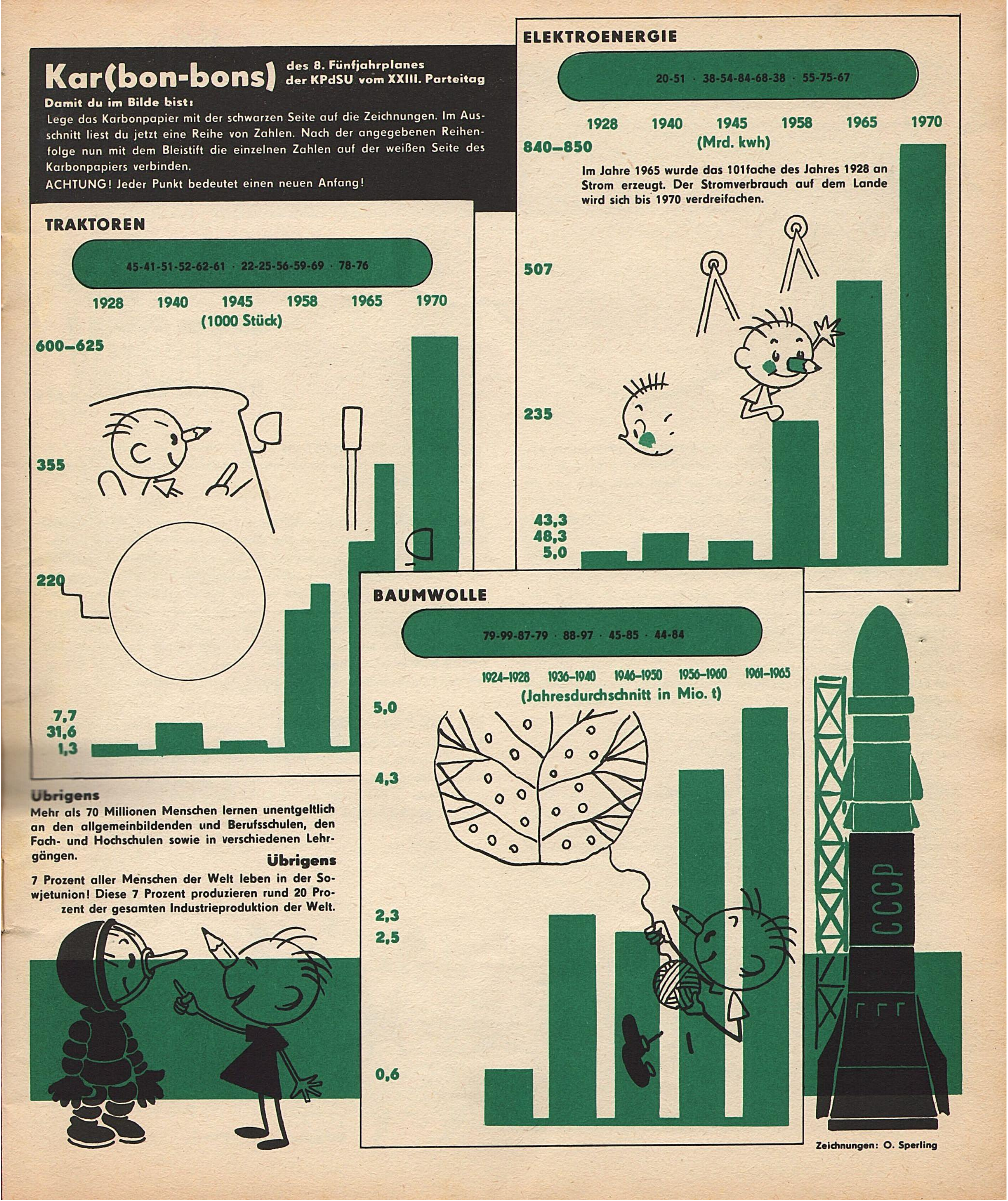
Gegen Morgen schlich ich mich vorsichtig ins Zimmer, nahm eine Konservenbüchse und lief in den Hof zurück. Ich wollte die Ziege melken, ab und zu hatte ich es schon mal versucht. An diesem Morgen jedoch schienen die Zitzen so fest wie eine Fahrradstange. Die Zeit verging, schon wurde es hell, ich mußte aufhören. Die Büchse war nicht voll geworden. Ich richtete mich auf und drückte mein schmerzendes Kreuz durch, als ich hinter mir die Mutter stehen sah. Wie sie mich ansah – kein anderer Mensch hatte mich bis dahin mit solchem Erstaunen angesehen.

„Denk bloß nicht, das ist für mich, das ist für diesen dünnen Fritzen", rechtfertigte ich mich eiligst und wurde ganz rot dabei. „Ich weiß, ich will dir helfen. Sein Magen soll doch wieder gesund werden." Und meine Mutter reichte mir die volle, warme Konservendose, ihre Augen leuchteten so zärtlich, daß ich mich in diesem Augenblick für den glücklichsten und geborgensten Menschen hielt. Dann wartete ich auf die Kolonne der Gefangenen und gab dem kranken Deutschen die Büchse voller Ziegenmilch. Er nahm sie und bedankte sich und alle sahen es: die Deutschen und unsere Kinder. Ich wußte nicht, daß die Kinder mich in diesem Moment haßten. Sie zogen mich in eine Ecke, und dort schlug mich jeder ins Gesicht, und ich schlug jeden wieder. Sie verachteten mich und ich verachtete sie, denn sie hatten noch nicht begriffen, was ich in jener Nacht, an jenem Morgen verstanden hatte.

An diesem Tage begannen die Kriegsgefangenen hinter dem Hause irgendwas zu bauen: sie schleppten Ziegelsteine und Lehm heran. Ich dachte, vielleicht soll es ein Ofen werden, doch wozu und für wen? Da kam der Deutsche, dem ich die Büchse voller Ziegenmilch gegeben hatte, zu meiner Mutter und sagte, daß sie beschlossen hätten, für die Ziege ein Häuschen aus Stein zu bauen und daß man ihnen erlaubt hatte, die Arbeit auszuführen.

Mutter bedankte sich ruhig und selbstbewußt, doch später dann sah ich, mit welcher Bewegung sie dem Vater davon erzählte, wie sie immer wiederholte: „Du wirst sehen, sie ändern sich, es ist noch gar nicht lange her, die Steine glühen noch, doch sie ändern sich schon."

Einige Tage später brauchten weder Vater noch Mutter oder ich die Ziege zu bewachen. Später nahmen mich auch meine Altersgenossen wieder in ihren Kreis auf, auch sie hatten den Haß auf die Kriegsgefangenen in sich bezwungen.


Kar(bon-bons) des 8. Fünfjahrplanes der KPdSU vom XXIII. Parteitag
Damit du im Bilde bist:
Lege das Karbonpapier mit der schwarzen Seite auf die Zeichnungen. Im Ausschnitt liest du jetzt eine Reihe von Zahlen. Nach der angegebenen Reihenfolge nun mit dem Bleistift die einzelnen Zahlen auf der weißen Seite des Karbonpapiers verbinden.
ACHTUNG! Jeder Punkt bedeutet einen neuen Anfang!
TRAKTOREN
45-41-51-52-62-61 · 22-25-56-59-69 · 78-76
1928 1940 1945 1958 1965 1970
(1000 Stück)
600–625
355
220
7,7
31,6
1,3
ELEKTROENERGIE
20-51 · 38-54-84-68-38 · 55-75-67
1928 1940 1945 1958 1965 1970
(Mrd. kwh)
840–850
Im Jahre 1965 wurde das 101fache des Jahres 1928 an Strom erzeugt. Der Stromverbrauch auf dem Lande wird sich bis 1970 verdreifachen.
507
235
43,3
48,3
5,0
BAUMWOLLE
79-99-87-79 · 88-97 · 45-85 · 44-84
1924–1928 1936–1940 1946–1950 1956–1960 1961–1965
(Jahresdurchschnitt in Mio. t)
5,0
4,3
2,3
2,5
0,6
Übrigens
Mehr als 70 Millionen Menschen lernen unentgeltlich an den allgemeinbildenden und Berufsschulen, den Fach- und Hochschulen sowie in verschiedenen Lehrgängen.
Übrigens
7 Prozent aller Menschen der Welt leben in der Sowjetunion! Diese 7 Prozent produzieren rund 20 Prozent der gesamten Industrieproduktion der Welt.
CCCP
Zeichnungen: O. Sperling

Muskelkater stellt vor:

„Eisenerbse" gegen RIESEN...

... so glaubte man im Altertum einen Riesen bekämpfen zu können.

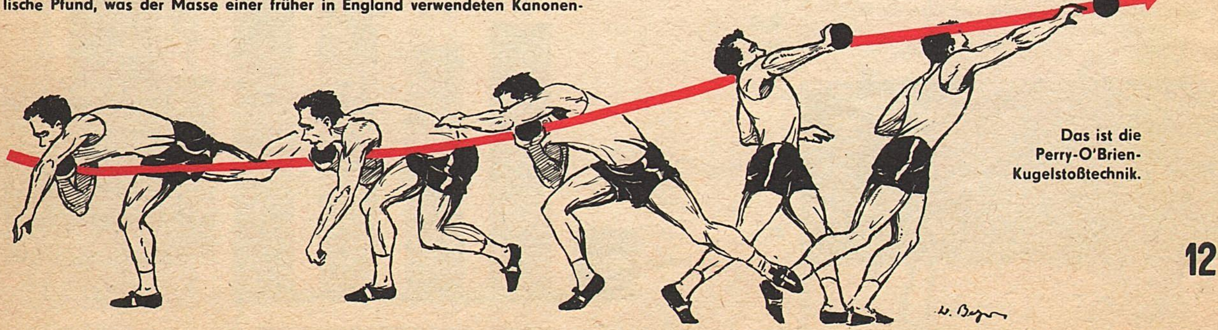
Das Kugelstoßen, daß sich daraus entwickelte, war schon immer eine Angelegenheit für starke Leute. Die geschichtliche Entwicklung dieser Sportart weist das bereits aus. Ehe man eine Kugel zur Hand nahm, stieß man mit schweren Natursteinen und metallenen Wägestücken. In Amerika benutzte man in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts würfelartige Stoßsteine aus Metall, die an den Ecken abgerundet waren.

Der 21jährige Student Randel Matson war der erste Kugelstoßer der Welt, der die 21-m-Marke übertraf. Weil er zwei Meter groß ist und 109 Kilogramm wiegt, bezeichnet man ihn oft als „Riesenbaby". Der Olympiasieger Dallas Long ist zwar sieben Zentimeter kleiner, wiegt aber 118 Kilogramm. Zu den weltbesten Kugelstoßern zählt noch heute Gary Gubner. Er ist inzwischen zu den Gewichthebern gegangen, wo er als Schwergewichtler mit einer Leistung von 545 Kilogramm hinter Juri Wlassow und Leonid Shabotinski an dritter Stelle steht. Er wiegt 120 Kilogramm, also fast zweieinhalb Zentner. Diese Beispiele zeigen, daß die Kugelstoßer die Schwergewichtler der Leichtathleten sind. Ob sie nun mehr Schwerathleten als Leichtathleten sind, darüber hat sich schon mancher den Kopf zerbrochen.

Heutzutage benutzen die Männer eine 7,25 Kilogramm schwere Kugel aus Messing, Eisen, Stahl oder Blei. Im Wettkampf stößt der Athlet von einem Kugelstoßring aus, der einen Durchmesser von 2,134 Metern besitzt. Warum gerade solche Maße wie 7,25 Kilogramm oder 2,134 Meter Durchmesser? Das sportliche Kugelstoßen kommt aus England, wo Gerät und Wettkampfanlage nach dortigen Maßen bestimmt wurden. So wiegt die Männerkugel 16 englische Pfund, was der Masse einer früher in England verwendeten Kanonenkugel entspricht. Der Stoßring hatte einen Durchmesser von 7 englischen Fuß; das sind auf unsere Masse umgerechnet 2,134 Meter. Deshalb also die etwas außergewöhnlichen Maße.

Die Technik des Kugelstoßens hat sich im Laufe der Jahrzehnte ständig weiterentwickelt. Der amerikanische Olympiasieger Perry O'Brien demonstrierte 1952 eine völlig neue Technik, die heute zum Allgemeingut geworden ist. O'Brien ging von der linksseitigen Ausgangsstellung (linke Schulter in Stoßrichtung) dazu über, den Stoß mit dem Rücken zur Stoßrichtung zu beginnen. Dadurch wurde ein längerer Stoßweg mit dem Gerät in der Hand garantiert. Der Antriebsweg wurde länger, so daß die Kugel mit mehr Geschwindigkeit und kraftvoller abgestoßen werden konnte. Ohne diese neue Technik wäre es kaum möglich gewesen, bei den Männern einmal die 20 oder bei den Frauen einmal die 17 oder gar 18 Meter zu erreichen.

Die DDR-Kugelstoßerinnen zählen seit vielen Jahren zur Weltelite. Renate Garisch ist die zweitbeste Stoßerin hinter der unübertroffenen Tamara Press. Sie wurde in Tokio ebenso Olympiazweite wie vier Jahre zuvor Johanna Lüttge. Auch Margitta Helmboldt-Gummel, die Jüngste in diesem Dreigestirn, gehört heute zu den Besten der Welt. Sie schlug auch schon Tamara Press! Und das will viel heißen!

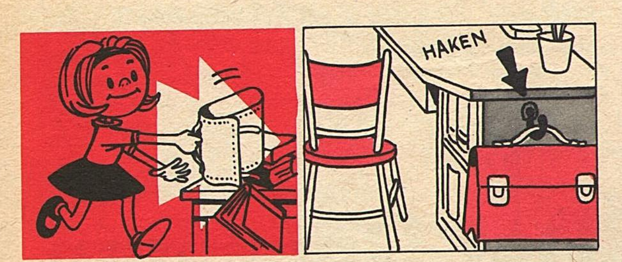


Das ist die Perry-O'Brien-Kugelstoßtechnik.



KRAUT UND RÜBEN

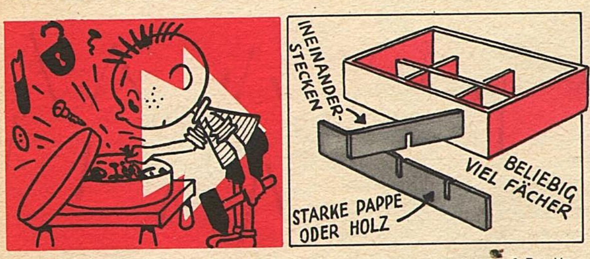
Unordnung bedeutet: Durcheinander, Unübersichtlichkeit, Zeitverlust durch Suchen. Sie heißt: Faulheit, Ziellosigkeit, Hast. Willst du dir das nachsagen lassen? Schaffe dir Zeit, indem du dir Zeit zum Ordnen läßt!



Rainer K., 10 Jahre: „Mein Bett und meinen Arbeitsplatz halte ich allein in Ordnung. Nur manchmal vergesse ich etwas, und meine Hausaufgaben sind nicht ganz ordentlich."



Karin B., 11 Jahre: „Zu Haus helfe ich meiner Mutter Ordnung zu halten und räume allein auf. Auch sonst bemühe ich mich, ordentlich zu sein."



Klaus S., 32 Jahre, Verkehrspolizist: „Wo würden wir ohne Ordnung hinkommen? Der Verkehr würde völlig kreuz und quer durcheinandergehen."



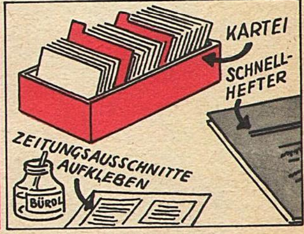


Peter L., 28 Jahre, Bäcker: „Gerade in meinem Beruf braucht man Ordnung. Was würden die Leute sagen, wenn das Brot erst mittags käme?"



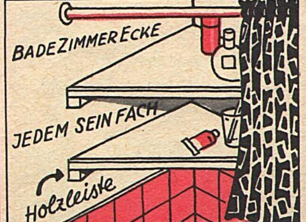
Gudrun T., 22 Jahre, Bibliothekarin: „Ohne Ordnung müßten wir unsere Bibliothek zumachen, weil wir gar nicht so schnell die Bücher finden würden."





Heiner S., 9 Jahre: „Jeden Mittwoch gehe ich turnen. In meiner Riege herrscht Ordnung, sonst könnte zuviel passieren. Auch zu Haus halte ich Ordnung."





Merke dir:

Kein Platz für Ordnung??
– Ordnung schafft Platz!
Keine Zeit für Ordnung??
– Ordnung schafft Zeit!


Zeichnung: K. Fischer

Der Dentist Andreas Brenning erwartete wichtigen Besuch. Seine Assistentin und die Haushälterin hatte er fortgeschickt; er war allein in der Wohnung. Ungeduldig lugte er hinter den Gardinen auf die Straße. Da sah er zwei Männer mit forschen Schritten über die Straße kommen. Unverkennbar faschistische Gestapobeamte. Brenning überlegte. Was ihm bevorstand, das wußte er gut. Er hatte wenig zu verlieren, aber alles zu gewinnen.

WILLI BREDEL

Der Gasmann

Als die beiden Gestapomänner den zweiten Stock erstiegen hatten, stand vor der Haustür des Dentisten ein Mann, der, den Hut ein wenig in den Nacken geschoben, seelenruhig im Stehen auf einen Schreibblock schrieb. Von den Ankommenden nahm er überhaupt keine Notiz. Erst als er angesprochen wurde, hob er den Kopf.

„Was machen Sie hier?"

„Ich stehe hier vergebens, wie Sie sehen. Ich sage Ihnen, ein Kunststück, von diesen Doktorsleuten heutzutage Geld zu kassieren."

Einer der Gestapobeamten trat dicht an den Mann heran und blickte über die Schulter auf das, was er geschrieben hatte. Er las: „Herr Doktor Brenning! Das zweitemal komme ich vergebens. Ich ersuche Sie, uns schriftlich mitzuteilen, wann ..."

„Wer sind Sie?"

„Wieso? Warum wollen Sie das wissen?"

„Geheime Staatspolizei!"

„Hui! Hat der saubere Herr Doktor was ausgefressen?"

„Schimecke, Hans Schimecke, bitte sehr, Angestellter der Städtischen Gas- und Wasserwerke. Doktor Brenning ist schon zwei Monate im Zahlungsrückstand. Bei solchen Kunden läuft man sich mehr Schuhsohlen ab, als ..."

Der Gestapobeamte winkte ab. „Hören Sie, der ist überhaupt kein Doktor."

„Nicht? Na, die hören's aber ganz gern."

Zu seinem Kollegen sagte der Gestapomann: „Entwischt! Ich bleibe! Hole Leute, damit wir die Wohnung durchsuchen können."

Der Gasmann fragte: „Und ich? Von wem kriege ich nun mein Geld?"

„Geld? Das Geld kann in den Schornstein geschrieben werden; dieser Kunde ist ein gefährlicher Staatsverbrecher!"

„Ist ja allerhand! Nun schön, werde ich der Direktion mitteilen. Mahlzeit!"

Andreas Brenning ging langsam die Treppe hinunter auf die Straße.

(Aus „Für Dich – Freiheit! Kämpfende Kunst", Verlag des Ministeriums für Nationale Verteidigung.)

ATOMINO

verliert sein Herz

11

Der reiche Alcap hat das Verschwinden Atominos bemerkt. Bisher hat er vergeblich gesucht.





3. „Aufwachen! Aufwachen! Smeraldina ist weg! Sie haben uns entdeckt!" ruft Atomino verzweifelt.



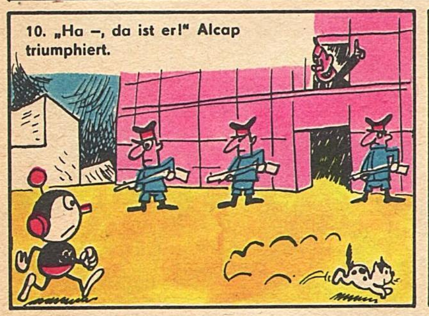






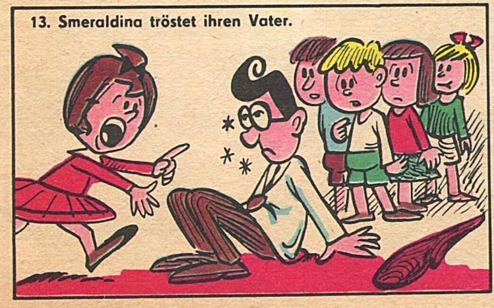




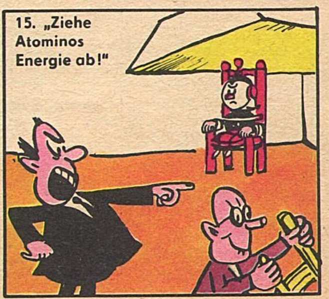








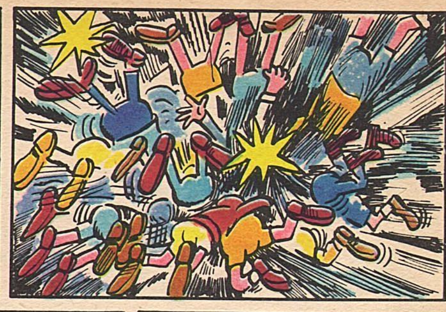


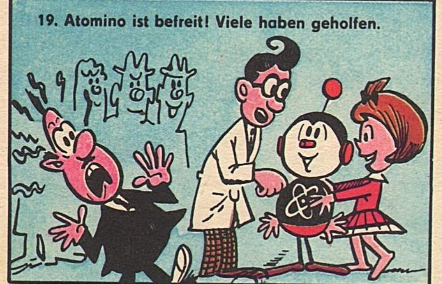


Schön wäre es, wenn auf der ganzen Welt die Atomenergie friedlichen Zwecken diente! Die blühende Welt ohne Bomben wird es aber erst geben, wenn die Alcaps in den kapitalistischen Ländern ihre Macht verloren haben. Und ganz so einfach ist es nicht, daß man sie in ein Haus jagt. Deshalb ist der Schluß dieser Geschichte ein Wunschtraum. Er verwirklicht sich in den sozialistischen Ländern: Mit Hilfe der Atomenergie werden Turbinen getrieben, wird Schiffen ein Weg durch das Eis gebahnt, werden Menschen gesund, werden Sterne besucht, wird das Leben warm, schön und reich.

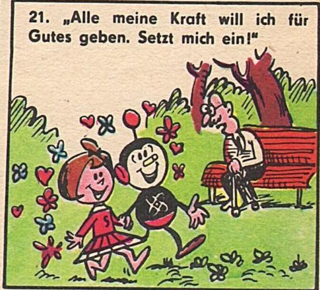






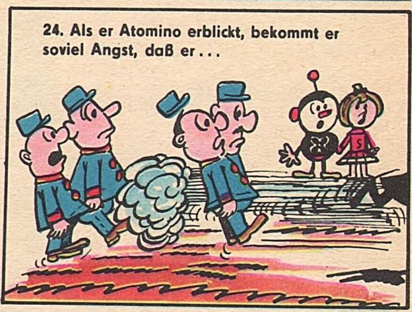


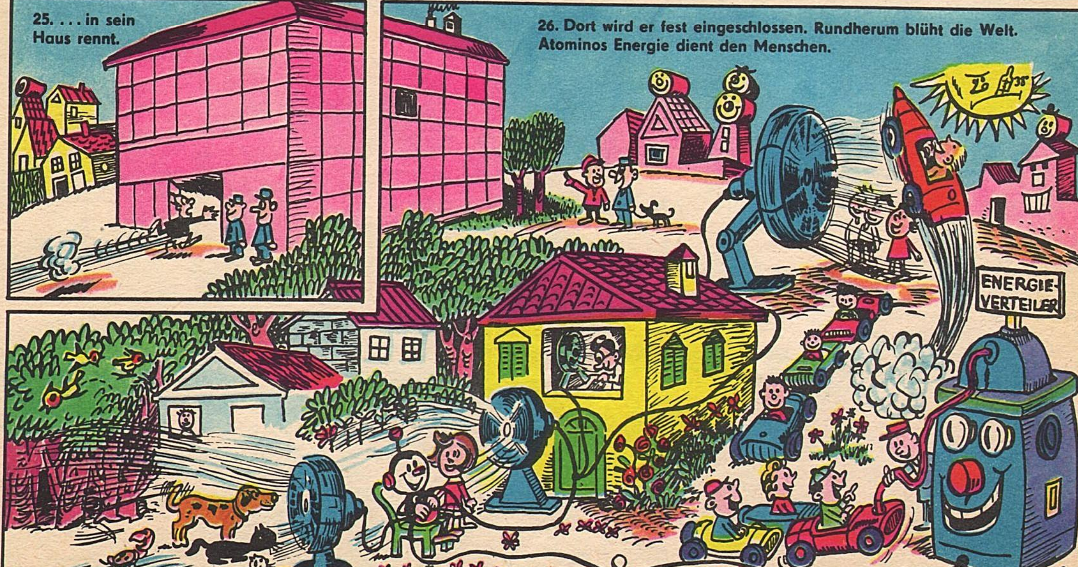












Text: M. Argilli   Zeichnungen: V. Bert'



Redaktion: Dipl.-Päd. D. Wilkendorf (Chefredakteur), W. Stohr (Red.-Sekretär), Ch. Lost, M. Feix, Dipl.-Päd. A. Lehfeld, H. Görner. Gestaltung: A. Michalak.
Beiratsmitglieder: Dipl.-Gewi. K. Herde, R. Hambach, G. Feustel, Dipl.-Päd. H. Haupt, Dipl.-Päd. H. Spindler, Dr. P. Klimpel, K. Bartusch, Dipl.-Ing. H. Mauersberger, W. Ondracek, H. Drasdo, G. Meinke, A. Fritzsch, J. Kahl, R. Lohse, G. Giersch, L. Streich.

Redaktion „Fröhlich sein und singen" im Verlag „Junge Welt", 108 Berlin 8, Kronenstraße 30 31. Fernruf 20 04 61. Herausgegeben von der Zentralleitung der Pionierorganisation „Ernst Thälmann" über Verlag „Junge Welt" (Verlagsdirektor K. Feitsch). Die Zeitschrift erscheint monatlich. Veröffentlicht unter der Lizenznummer 1228 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR – Druck: (III/9/1) Grafischer Großbetrieb Völkerfreundschaft, 8023 Dresden 23, Riesaer Straße 32. 10/66 –

Alles wegen einer Maus

Text und Zeichnungen: Richard Hambach



Kommt 'ne Maus. Ruth rennt weg,
reißt die Lampe um vor Schreck.
Lampe kippt auf Fritzens Kopf.
Fritz verliert den Blumentopf.
Topf fällt Bello auf den Schwanz.
Bello faucht und beißt den Hans.
Hans verdreht den Gartenschlauch,
dessen Strahl trifft Kalles Bauch.

Nebenbei gesagt: Das arme Mäuschen kann gar nichts dafür. Wir haben sie nur losgelassen, um euch zu zeigen, daß jede Wirkung eine Ursache hat. Die Maus verursacht sogar eine tolle Wirkung: Den Luftsprung von Ruth. Und wie ihr seht, bleibt keine Wirkung ohne Folgen. So wird jede Wirkung wieder zur Ursache. Das ist bei allen Erscheinungen so. Es gibt keine Wunder! Beobachtet einmal eure Umwelt.

Kalle fliegt ans Bienenhaus.
Tausend Bienen schwärmen aus.
Zwei umkreisen Vaters Nase,
dem entfällt vor Angst die Vase.
Eine Scherbe trifft die Katze,
und die springt und stößt den Atze
in den Teich vom Nachbarhaus.
Alles wegen einer Maus.

Zwiebel mit Maulkorb

Mit einem Löschblatt zwischen den Lippen beim Zwiebelschneiden weinst du nicht halb so bitterlich wie sonst!

Petersilie im Wartezimmer

Kräuter gibt man frischgehackt erst dann an die Speisen, wenn diese vom Feuer genommen sind. Sonst verlieren die Kräuter ihre appetitliche Farbe und werden grau und unansehnlich und verlieren Vitamine.

Schwimmlehrgang für Eier

Bei allen gekochten Eiern empfiehlt es sich, Bademeister zu spielen und sie sogleich in kaltes Wasser zu legen. Die so abgeschreckten Eier lassen sich leichter abschälen!

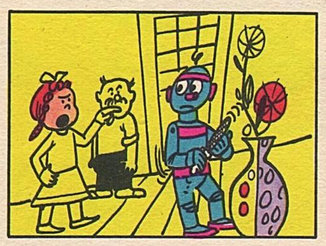
Kartoffel als Salzhering

Versalzene Suppen „bügelt" man aus, indem man eine rohe Kartoffel in die Suppe legt und sie das Salz aufnehmen läßt!

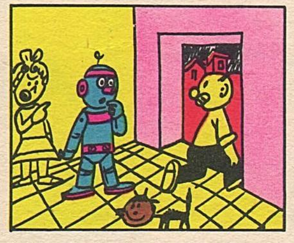


FERRI ALS HAUSFRAU

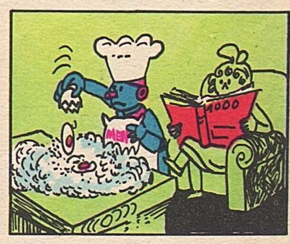
Text: Argilli / Zeichnungen: Berti



1. „Du kannst mir ruhig im Haushalt helfen!" ruft Perlinchen.



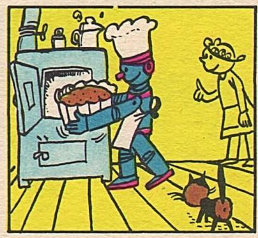
2. Aber Ferri hat keine Lust, er möchte lieber mit Professor Philipp gehen.



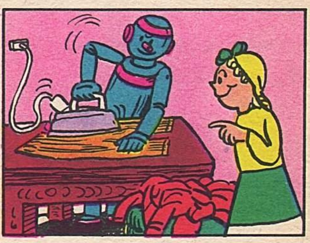
3. „Man muß auch Kuchen backen können!" meint Perlinchen.



4. Ferri beginnt am Kneten Vergnügen zu finden.



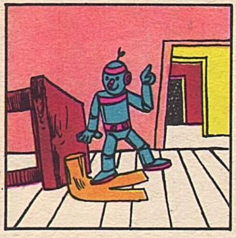
5. Stolz trägt er den Kuchen zum Backofen.



6. „Schneller! Und mit mehr Energie!" Ferri gibt sich große Mühe.



9. Aber er hat Pech. Schon vergeht ihm die Lust ...



8. ... wütend stampft er mit dem Fuß auf – halt! Eine Idee!



9. „Ferri – was machst du da!?" – „Methode ‚heiße Sohle'! Ich bügele und tanze dabei!"



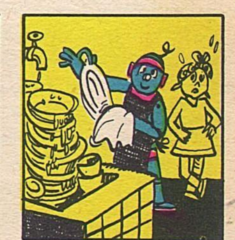
10. „Schau, eine Pirouette!"



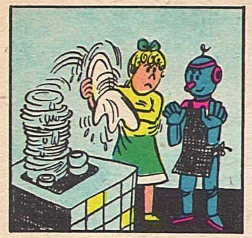
11. Plötzlich qualmt es. Ferri hat wieder Pech.



12. „Ich will keine Hausfrau sein, es geht nicht!!!"



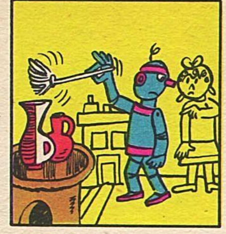
13. „Ferri, ich schaffe es aber nicht allein!"



14. Und geduldig zeigt Perlinchen, wie man abtrocknet.



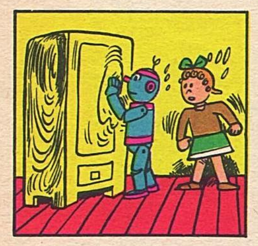
15. Ferri will nicht. Deshalb geht auch das schief.



16. Perlinchen ist geduldig. „Staub wischt man zart!“



17. „Und nun Möbelpolitur!“



18. „Ferri, nicht so sehr drükken!!!“



19. „Du mußt aufpassen! So geht's nicht!“



20. „Nicht verzweifeln, jetzt lernst du kehren!“



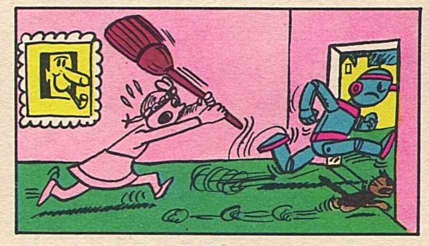
21. Da zieht ein Qualmwölkchen ins Zimmer.



22. Ist Feuer ausgebrochen? Mutig stürzt Ferri hinein.



23. Der Kuchen! Schwarz wie Pech! So ein Pech!



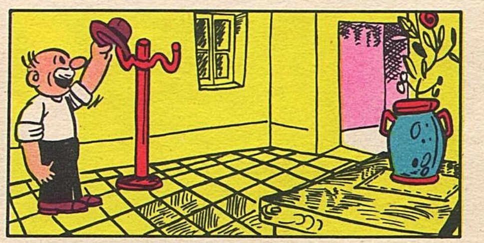
24. Ferri will nicht mehr. Er reißt vorm Kehren aus. Perlinchen setzt sich mitten ins Zimmer und weint.



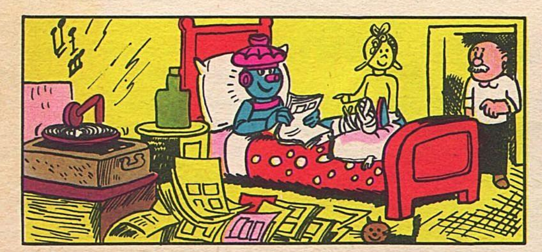
25. Auch Ferri weint. Sein Kopf brummt vor Wut.



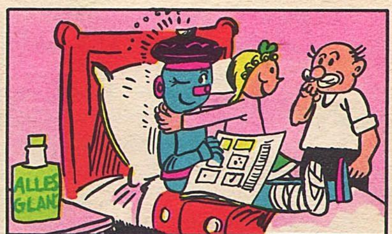
26. „Liebes Perlinchen! Morgen ...



27. ... lerne ich bei dir noch einmal Hausfrau!“ Die letzten Worte hört Professor Philipp.



28. Er freut sich, daß Perlinchen in Zukunft so eiserne Unterstützung haben wird.



29. Und Ferri weiß jetzt: Helfen macht erst Spaß, wenn man's gern tut.

Heiße Milch auf Wasserski

Milch brennt nicht an, wenn ihr zuvor ein bißchen kaltes Wasser in den Topf geschüttet habt!

Blumenpflücken verboten

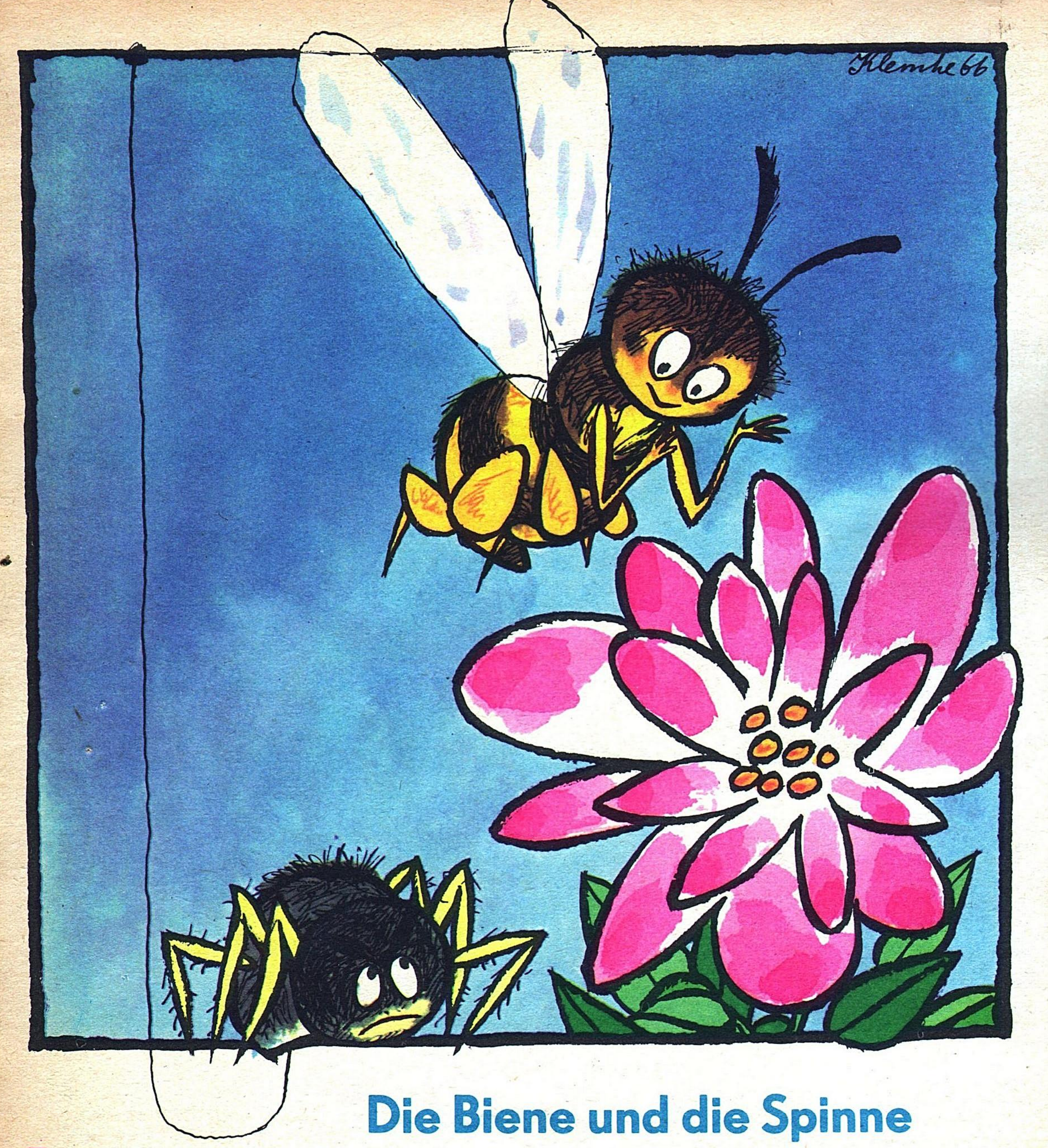
Steht im Kochbuch, daß zu diesem oder jenem Gericht Nelken benötigt werden, so handelt es sich in diesem Falle um ein kräftiges Gewürz, das man zum Beispiel für Rotkohl nimmt.

Abtrocknen mit Netz

Gegen abstürzendes Geschirr sichert man sich, indem man über dem Küchentisch abtrocknet. Sollte es dennoch einmal schiefgehen, so ist es sicher nur halb so schlimm. Oder gar nicht!

Pfannenputzteufel-Tip

Eins, zwei, fix werden Pfannen sauber, wenn man sie mit Salz und sauberem Papier (Pergament) abreibt. Wasser und Scheuersand beeinträchtigen den Wohlgeschmack des Gebratenen!
Bitte, wenn's geht, ein Lied dazu singen!



Die Biene und die Spinne

Eine Biene flog emsig umher, um ihre Nahrung zu suchen. Da kam sie zu einer Spinne, die gerade ihr Netz webte und spann. Die Spinne rief der Biene zu: „Du brummender, unruhiger Vogel, wo rennst du den ganzen Tag hin?"
„Ich fliege umher, um aus den süßen Blumen den Honig zu sammeln", antwortete die Biene. „Wie kann man nur so töricht sein, wegen eines Tröpfleins Honig so weit umherzulaufen", meinte die Spinne. „Töricht bist du, weil du etwas verurteilst, wovon du nichts verstehst. Ich habe ein Ziel und weiß, wofür ich arbeite. Du aber lebst in den Tag hinein und wartest auf den Zufall", brummte die Biene und flog davon. Es kommt eben immer auf den Standpunkt an.

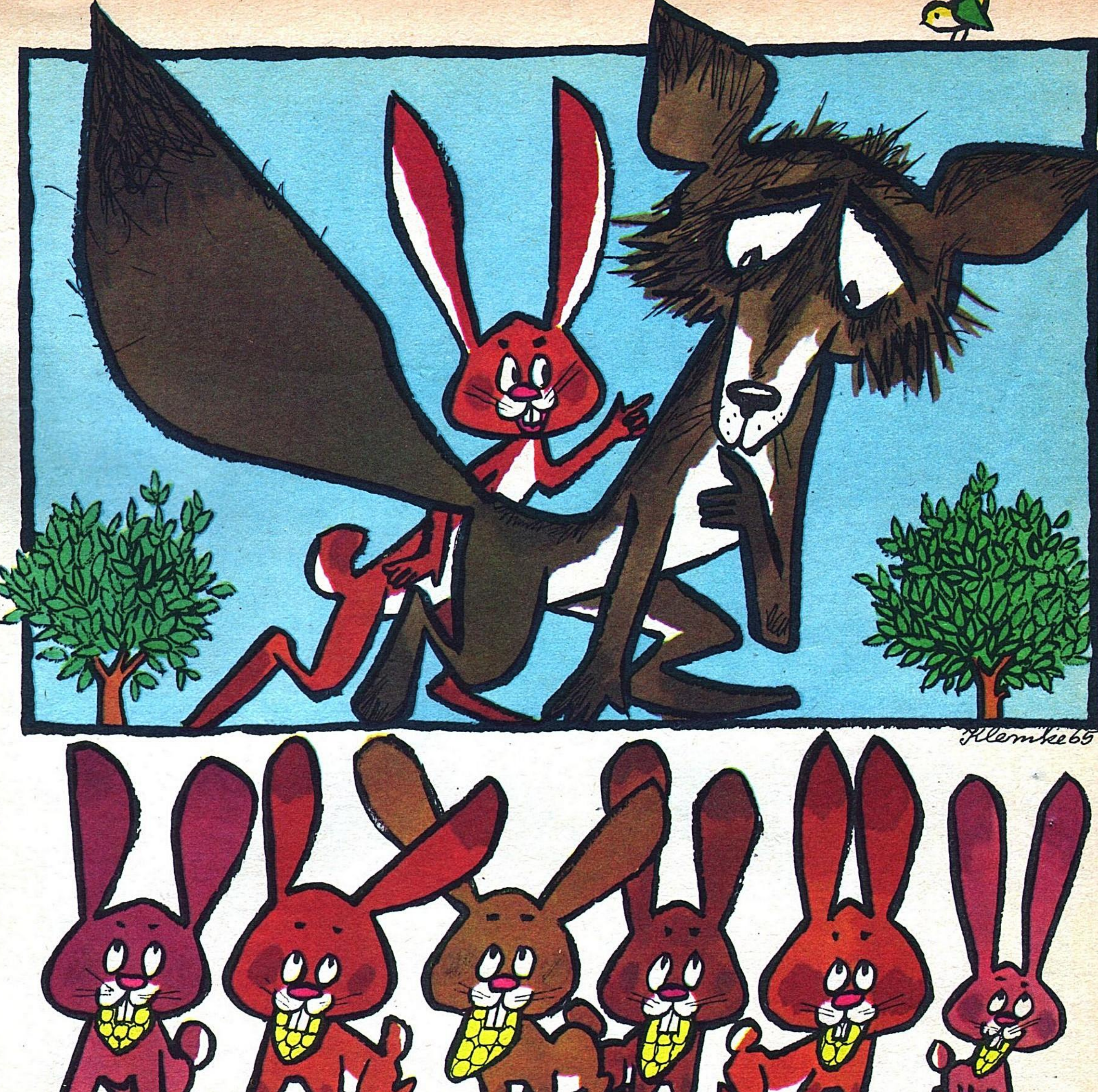
(Nach einer alten deutschen Tierfabel)

D
Ho
u
W

Einmal zu
zeit beg
hungriger W
Hasen und
zu: „Bleib
bin hungri
dich fresse
Der Hase
„An mir wi
nen gute
haben, de
selbst halb
und abgem
mich desh
und im
Herbst we
alle meine
führen, da
verzehrst."
war's zufrie
Der Somm
und der
gann. Da
der Wolf
Hasen und
ihm: „A
Sonntag i
bringe de
an den
Ort." „Ja, i
bringen!"
tag machte
den Weg.
Jungen in
Maiskolbe
kolben zu
„Steckt da
euer Maul
rufe. Dann

Der
ase
und
der
Volf

ır Winters-
gnete ein
Volf einem
d rief ihm
stehen! Ich
g und will
n!"
erwiderte:
rst du kei-
n Bissen
nn ich bin
verhungert
nagert! Laß
alb leben,
nächsten
rde ich dir
Jungen zu-
mit du sie
Der Wolf
eden.
ner verging
Herbst be-
begegnete
wieder dem
d sprach zu
nächsten
der Frühe
ine Jungen
erabredeten
ch werde sie



Zeichnungen: Prof. W. Klemke

sagte der Hase. Am nächsten Sonn-
e er sich mit seinen sechs Jungen auf
Unterwegs hieß der alte Hase seine
ein Maisfeld laufen und sich einen
n abbrechen. Als sie mit dem Mais-
rückkehrten, sprach der alte Hase:
s untere Ende des Maiskolbens in
und wartet hier so lange, bis ich euch
kommt recht langsam heran!" Hier-

auf lief der Hase an den bestimmten Ort, wo er den Wolf traf, der ihn böse anschrie: „Was, du willst mich betrügen? Wo sind deine Jungen?" „Gedulde dich ein Weilchen", versetzte der Hase, „sie werden gleich hier sein." Der Hase rief seine Jungen herbei, die langsam herankamen. Der Wolf, die Maiskolben im Maule der Jungen bemerkend, fragte den Hasen: „Was haben deine Jungen in ihren Mäulern?"

„Ach, lieber Freund", versetzte der Hase, „seit der Zeit, wo sie Löwenfett gegessen haben, sind sie so stark geworden, daß sie jedes Tier auffressen, das sie eben antreffen. Da haben sie sich auf dem Wege sechs Wölfe abgefangen, die sie verzehrten, und jetzt spielen sie mit den Wolfsschwänzen!" Als dies der Wolf hörte, lief er eiligst von dannen; der Hase aber trabte mit seinen sechs Jungen vergnügt nach Hause.

DER KLECKS

VON NIKOLAI NOSSOW

Zeichnungen: L. Paul



Ich will euch von Fedja Rybkin erzählen, wie er die ganze Klasse zum Lachen brachte. Er hatte die Gewohnheit, vor den Kindern den Hanswurst zu spielen. Und es war ihm gleich, ob gerade Pause oder ob es während des Unterrichts war. Nun also. Es begann damit, daß Fedja mit Grischa Kopejkin wegen des Tintenfasses ins Raufen kam. Aber um bei der Wahrheit zu bleiben: eigentlich hatte es gar keine Rauferei gegeben. Keiner prügelte den anderen. Sie rissen einander bloß das Tintenfaß aus der Hand, die Tinte spritzte heraus, und ein Tropfen fiel auf Fedjas Stirn. Nun hatte er auf der Stirn einen Tintenklecks, so groß wie ein Fünfkopekenstück.

Zuerst ärgerte sich Fedja, dann aber sah er, daß die Jungen über seinen Klecks lachten, und er meinte, es sei sogar besser so. Deshalb wusch er den Klecks nicht ab. Bald klingelte es, Sinaida Iwanowna kam, und die Stunde begann. Alle Kinder drehten sich nach Fedja um und lachten verstohlen über seinen Klecks. Fedja gefiel es sehr, daß er durch sein bloßes Aussehen die Kinder zum Lachen bringen



konnte. Er tauchte absichtlich einen Finger ins Tintenfaß und beschmierte sich die Nase mit Tinte.

Nun konnte ihn schon keiner mehr anschauen, ohne zu lachen. In der Klasse erhob sich ein Lärm. Sinaida Iwanowna begriff zuerst nicht, was los war, aber bald bemerkte sie Fedjas Klecks und blieb erstaunt vor ihm stehen.

„Womit hast du denn dein Gesicht beschmiert? Mit Tinte?" fragte sie.

„Aha." Fedja nickte.

„Mit welcher Tinte? Mit dieser?" Sinaida Iwanowna wies auf das Tintenfaß, das auf der Schulbank stand.

„Ja, mit dieser", bestätigte Fedja und grinste von einem Ohr bis zum anderen.

Sinaida Iwanowna setzte ihre Brille auf und betrachtete ernst die Tintenflecke auf Fedjas Gesicht, wonach sie betrübt den Kopf schüttelte: „Das hättest du nicht tun sollen, wahrhaftig nicht!"

„Warum denn?" fragte Fedja beunruhigt.

„Nun, siehst du, das ist chemische Tinte, sie wird aus Anilinfarbe hergestellt, Anilin aber ist giftig, es zerfrißt die Haut. Die Haut beginnt davon erst zu jucken, dann treten Blasen auf, und zuletzt breiten sich Flechten und kleine Eiterpusteln über das ganze Gesicht aus."

Fedja bekam es mit der Angst zu tun. Sein Gesicht zog sich in die Länge, der Mund öffnete sich von selbst.

„Ich werde mich nicht mehr mit Tinte beschmieren", stammelte er.

„Das glaube ich wohl, daß du es nicht mehr tun wirst!" entgegnete Sinaida Iwanowna spöttisch und setzte den Unterricht fort.

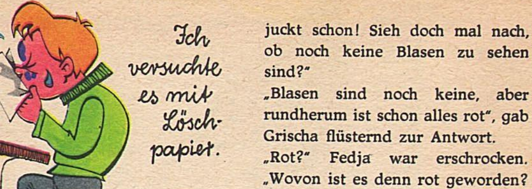
Fedja begann schnell mit seinem Taschentuch die Tintenflecke zu reiben, dann drehte er sein erschrockenes Gesicht Grischa Kopejkin zu und fragte:

„Ist noch was zu sehen?"

„Ja!" flüsterte Grischa.

Fedja rieb nun das ganze Gesicht. Er schrubbte mit seinem Taschentuch und mit Löschpapier, aber die Tintenflecke hatten sich tief in die





Haut eingefressen und gingen nicht weg.

Grischa reichte Fedja einen Radiergummi und sagte: „Da hast du. Das ist guter Tintengummi. Versuch's mal damit. Wenn er nicht hilft, dann ist alles umsonst."

Fedja rieb sein Gesicht mit dem Tintengummi, aber auch das half nichts. Da wollte er hinausgehen, um sich zu waschen, und hob die Hand. Aber Sinaida Iwanowna wollte und wollte ihn nicht bemerken. Er stand auf, setzte sich wieder, dann hob er sich auf die Zehenspitzen und streckte die Hand aus so hoch er konnte. Endlich fragte Sinaida Iwanowna, was er wolle.

„Erlauben Sie mir hinauszugehen, um mich zu waschen", bat Fedja mit kläglicher Stimme.

„Aha, das Gesicht juckt wohl schon?"

„N-nein", druckste Fedja hervor. „Es juckt eigentlich noch nicht."

„Dann bleib sitzen. In der Pause kannst du dich waschen."

Fedja setzte sich und begann sein Gesicht von neuem mit Löschpapier zu bearbeiten.

„Juckt's?" fragte Grischa besorgt.

„N-nein, mir scheint, es juckt nicht ... Oder doch, mir scheint, es juckt. Ich werde nicht klug, ob es juckt oder nicht. Es scheint, es juckt schon! Sieh doch mal nach, ob noch keine Blasen zu sehen sind?"

„Blasen sind noch keine, aber rundherum ist schon alles rot", gab Grischa flüsternd zur Antwort.

„Rot?" Fedja war erschrocken. „Wovon ist es denn rot geworden? Vielleicht entstehen schon Blasen oder Eiterpusteln?"

Fedja streckte wieder die Hand in die Luft und bat Sinaida Iwanowna, hinausgehen zu dürfen, um sich zu waschen.

„Es juckt!" wimmerte er.

Jetzt war ihm nicht zum Lachen. Aber Sinaida Iwanowna sagte: „Macht nichts. Soll es nur jucken. Ein anderes Mal wirst du das Gesicht nicht mehr mit Tinte beschmieren."



Fedja saß wie auf Nadeln und fuhr jeden Augenblick mit der Hand zum Gesicht. Jetzt schien ihm, daß sein Gesicht wirklich juckt und daß anstatt der Tintenflecke schon Beulen aufspringen.

„Hör doch lieber auf zu reiben", riet ihm Grischa.

Endlich klingelte es. Fedja rannte als erster in den Waschraum. Dort scheuerte er sein Gesicht während der Pause mit Seife, und die ganze Klasse machte sich über ihn lustig. Zu guter Letzt waren die Tintenflecke weg, und eine Woche lang ging er ernst herum. Er erwartete immer noch, daß auf seinem Gesicht Blasen auftreten würden. Doch sie traten nicht auf, Fedja aber verlernte in dieser Woche sogar, während des Unterrichts zu lachen. Jetzt lacht er nur in den Pausen, und selbst da nicht immer.



DIE WETTE

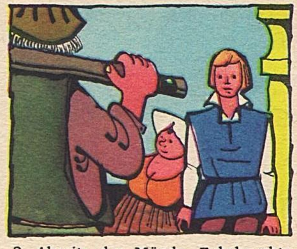
TEXT: INGEBORG FEUSTEL

ZEICHNUNGEN: LOTHAR PAUL

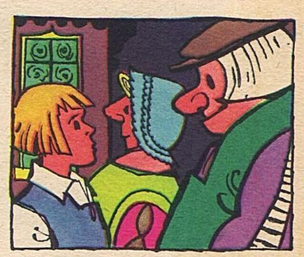
1542 starb in Nürnberg der Schlossermeister Peter Henlein. Das erste Mal in der Geschichte der Zeitmessung war es ihm gelungen, eine Uhr zu bauen, die man in der Tasche tragen konnte. Sie wurde durch eine gespannte Feder angetrieben. Die ganze Welt bestaunte die „Nürnberger Eier". Sie haben den Namen ihres Erbauers bis in die heutige Zeit getragen.



1. Zu Michaelis des Jahres 1527 ging der reiche Kaufherr Leberecht Koburger auf den Gesindemarkt zu Nürnberg, um sich einen Kleinknecht für eine Handelsfahrt nach dem fernen Florenz zu dingen.



2. Abseits der Mägde, Fuhrknechte und Bediensteten stand ein Junge und drehte verlegen die Mütze in den Händen. Ulrich war der Sohn eines Flickschneiders und verdingte sich zum ersten Mal.



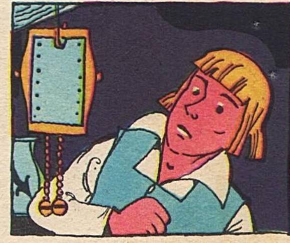
3. Der Kaufherr Leberecht Koburger mietete den Jungen Ulrich für einen viertel Gulden Handgeld. Staunend sah Ulrich das geschäftige Treiben auf dem Hofe des Kaufmannshauses.



4. Knechte schleppten Truhen und Säcke heran. Leberecht Koburger zählte die Ballen und Truhen und prüfte die Verschnürungen an den Wagen.



5. In der Gasse der Schlosser und Schmiede betrat Leberecht Koburger die Werkstatt des Meisters Peter Henlein.



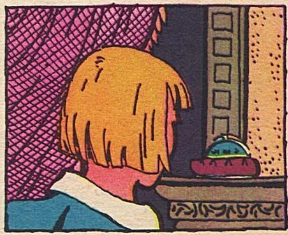
6. Große und kleine Uhren tickten an den Wänden. Ulrichs Augen weiteten sich vor Staunen. Sprachlos stand er vor den Wunderwerken, die Meister Henleins Kunst geschaffen hatte.



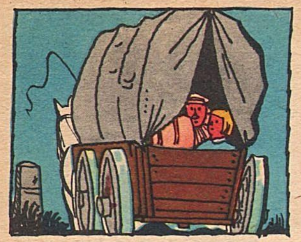
7. Aber die wunderbarste Uhr lag auf einem Lederpolster. Sie war klein wie ein Entenei und paßte in eine Tasche hinein. Noch nie hatte Ulrich von so einer kleinen Uhr gehört.



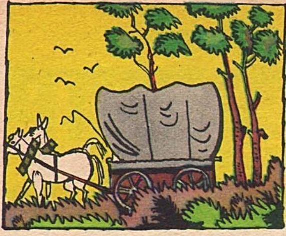
8. Und der Kaufherr Leberecht Koburger erhandelte um einen Beutel Gulden das Wunderührlein. Am Abend legte er die Uhr auf ein geschnitztes Gesims.



9. Heimlich betrachtete Ulrich die Uhr. Er strich vorsichtig über den Zeiger und über die Silberbuckel, die die Stunden markierten.



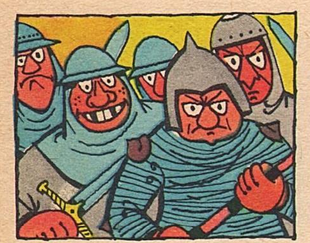
10. Es war ein sonniger Herbsttag, als die Planwagen des Kaufherren Leberecht Koburger durch die Tore Nürnbergs gen Süden rollten.



11. Blau und wolkenlos spannte sich der Himmel über das fränkische Land. Die ausgeruhten Pferde trabten schnell von Dorf zu Dorf – der Stadt Augsburg entgegen.



14. Verzweifelt kämpften die Fuhrknechte gegen die Übermacht der Ritter. Sie wurden überwältigt und an die Bäume gebunden. Die Raubritter wühlten die kostbaren Tuche auseinander und sprengten die Truhen auf.



12. Gerade hatten sie die Donau überquert, da stellte sich ihnen am Rande eines Hohlweges ein Trupp Ritter in den Weg.



13. Die Fuhrknechte peitschten die Pferde, aber die Ritter fielen ihnen in die Zügel und hielten die Wagen an.



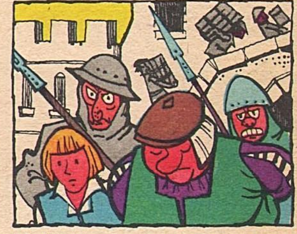
15. Sie fesselten den Kaufherren Leberecht Koburger und warfen ihn auf die Ballen.



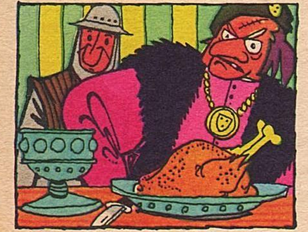
16. Ulrich hockte geduckt unter dem Kutschbock. Und schon fuhren die Raubritter mit den Wagen davon.



17. Noch ehe der Abend auf das Land sank, erreichten die Raubritter mit ihrer Beute die Burg.



18. Die Burgknechte zerrten die Ballen und Truhen von den Wagen und schleppten sie in die Halle. Dann trieben sie den Kaufherren und den Jungen hinterher.



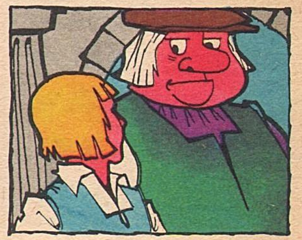
19. An einem schweren Eichentisch saß der Burgherr. Quer über seine Stirn lief eine feuerrote Narbe. Gebratene Fasane und Schweineschinken dampften auf dem Tisch.



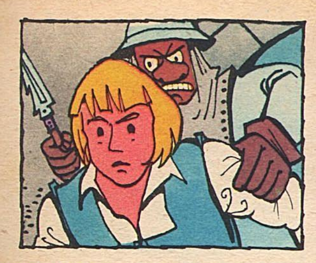
20. Abschätzend sah der Burgherr den Leberecht Koburger an. „Wieviel Lösegeld bist du dir wert, du Pfeffersack? Bestimme deinen Preis selbst!" rief er höhnisch.

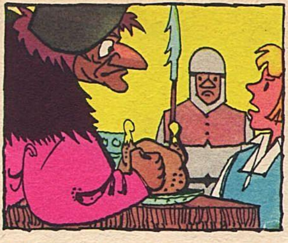


21. Aufmerksam betrachtete Ulrich die Narbe im Gesicht des Raubritters. War es Dietrich der Wetter, von dem ausgeplünderte Kaufleute auf der Frühjahrsmesse in Nürnberg erzählt hatten?



22. Der Kaufherr Leberecht Koburger schwieg. Er lehnte sich gegen die Wand. Ulrich wandte den Kopf zur Seite: „Habt Ihr noch das kleine Ührlein?" Der Kaufherr nickte.


23. Ulrichs Herz klopfte vor Angst heftiger, aber er ging mit festen Schritten zum Tisch des Burgherren. Die Knechte wollten den Jungen zurückzerren.

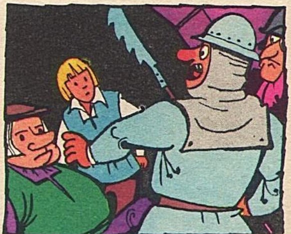

24. Der Burgherr winkte sie zurück. Er sah den Jungen neugierig an. „Herr Dietrich, wollt ihr eine Wette mit mir wagen?"

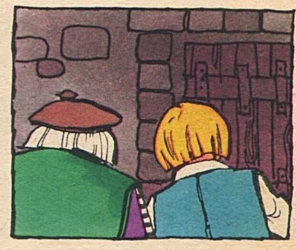

25. Der Raubritter schob die silbernen Schüsseln und Teller zur Seite und legte sich über den Tisch. Sein roterhitztes Gesicht stand dicht vor Ulrich. Der Junge wich einen Schritt zurück.

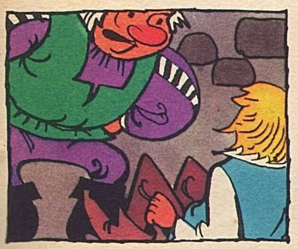

26. Da lachte der Raubritter, daß die Halle dröhnte. „Ich kann Euch sagen, wann die Sonne aufgeht, ohne daß ich sie sehe!" rief Ulrich in das Gelächter hinein.

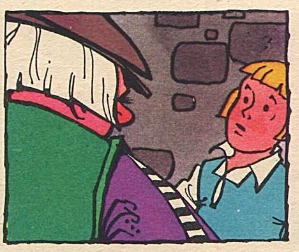

27. Dietrich der Wetter schwieg. Er schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Schüsseln und Krüge klirrten. „Zum Teufel mit dir!" brüllt er. „Das kannst du nicht!"


28. „Ich wette mit Euch um unser Leben!" sagte Ulrich. „Setzt Ihr unsere Freiheit dagegen!" Alle schwiegen. Der Kaufherr Leberecht Koburger flüsterte leise: „Nein! Nein!"


29. Da ließ Dietrich der Wetter den Jungen Ulrich und seinen Herrn in ein unterirdisches Turmverlies sperren. „Zur rechten Stunde des Sonnenaufganges klopft an die Tür!"

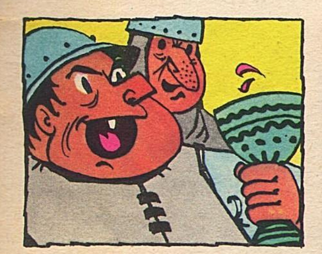

30. „Ist es die rechte Stunde, seid ihr frei. Ist es aber zur unrechten Stunde, laß ich euch hängen!" Die schwere Eichentür fiel in das Schloß. Dunkelheit und Stille umgab die beiden.

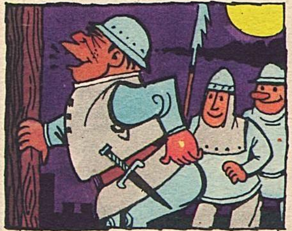

31. Zornig packte der Kaufherr den Jungen und warf ihn gegen die Wand. „Wie kannst du es wagen, mein Leben zu verwetten!"

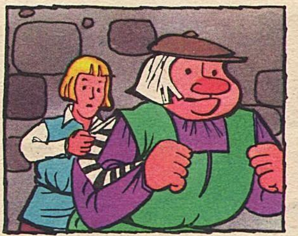

32. „Herr, vertraut Meister Henleins Wunderuhr! Sie wird uns die rechte Stunde weisen!" Still wurde es im Verlies. Nur das leise Ticken der kleinen Uhr durchbrach die Finsternis.


33. Dietrich der Wetter war an die Tafel zurückgekehrt. Es ging gegen Mitternacht. Roter Wein füllte die Krüge und Becher.

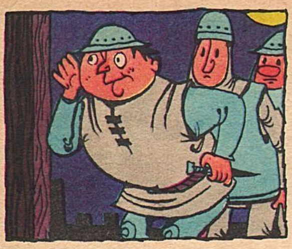

34. Der Burgherr warf den Knechten Geldstücke aus den geraubten Truhen zu. Die Knechte rauften miteinander darum.


35. Da rief der Burgvogt: „Herr, wir werden den Pfeffersack und das kleine Großmaul täuschen. Und sie werden die Wette verlieren!"


36. Leise schlichen die Burgknechte zum Turm. Der Burgvogt öffnete das Tor und krähte wie ein Hahn in der Morgenfrühe. Verschlafen krähten die Hähne auf dem Geflügelhof mit.


37. Das Krähen drang gedämpft bis in das Turmverlies. Leberecht Koburger sprang auf. „Es ist Morgen!" Er wollte gegen die Tür schlagen. Ulrich riß ihn zurück.

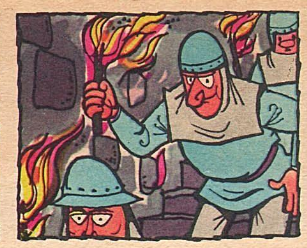

38. „Das ist Raubritterlist, Herr! Laßt uns das Ührlein befragen!" Ulrich tastete nach dem Zeiger. „Es zeigt erst die zwölfte Stunde in der Nacht!"



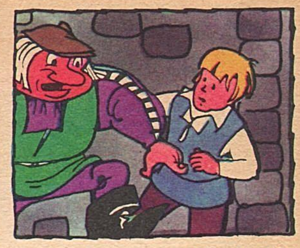
39. Die Burgknechte lauschten in den Turm hinein, aber nichts geschah. Die Zeit tropfte dahin. Der Mond stand hoch über dem Raubritternest.



40. Da ließ Dietrich der Wetter die Mägde wecken. Sie mußten zur nächtlichen Stunde mit Eimern am Brunnen klappern und Lieder singen.



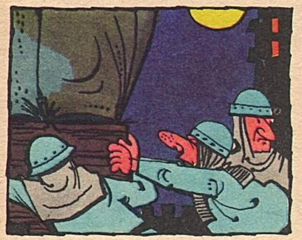
41. Die Knechte schlichen mit brennenden Fackeln in den Turm. Durch die winzigen Spalten der dicken Eichentür fiel ein glutroter Schein in das Verlies.



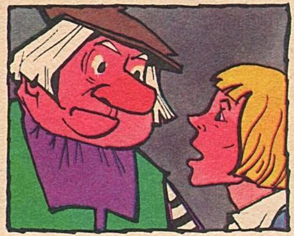
42. „Der Morgen ist da!" rief Leberecht Koburger. Er hob seine Fäuste und wollte gegen die Eichenbohlen schlagen. Aber Ulrich breitete beide Arme aus und ließ den Kaufherren nicht an die Tür.



43. Auf dem Burghof wurde es still. Die Ritter, Knechte und Mägde lauschten zum Turm hinüber. Aber nur der Wind rauschte in den Kronen der Bäume im Burggarten.



44. Als das Stundenglas in der Burghalle wieder gewendet wurde, schoben die Knechte die Beutewagen auf den Burghof. Das Rollen der schweren Räder drang bis in das Verlies.



45. Ulrich fühlte die Stunde auf Meister Henleins Uhr. „Es ist eine Falle!" sagte er laut.



46. Im Verlies wurde es wieder still. Ulrich und der Kaufherr Leberecht Koburger lauschten dem Ticken der Uhr. Und es klang für sie wie der Schlag ihrer eigenen Herzen.



47. Die Nacht kroch müde dahin. Der Kaufherr war eingeschlafen. Da erhob sich Ulrich. „Die Zeit ist da, Herr! Der Zeiger des Ührleins steht nach der sechsten Morgenstunde!"



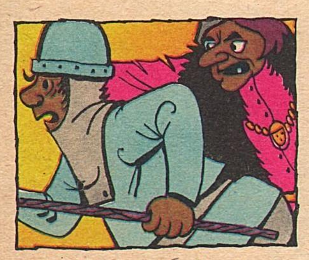
48. Auf dem Burghof standen schweigend Dietrich der Wetter und sein Gesinde. Jenseits der Hügel stieg die Sonne aus den Wäldern. Da schlugen Fäuste gegen die Eichentür im Turmverlies.



49. Verwundert starrten die Knechte in den Turm. Der Burgvogt öffnete die Tür. Ulrich lief die Treppe hinauf und sah der Morgensonne entgegen. Langsam folgte ihm Leberecht Koburger.



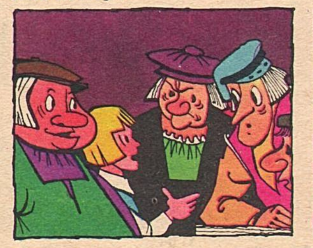
50. Ulrich hielt Meister Henleins Uhr fest in der Tasche. Die Knechte johlten. Ulrich trat zum Burgherren. „Ihr habt unsere Freiheit verwettet. Und wir haben das Leben gewonnen!"



51. Ulrich lief auf das offene Burgtor zu. Leberecht Koburger folgte nur zögernd. Da rief Dietrich der Wetter: „Schließt das Gatter!" Aber Ulrich und der Kaufherr waren schon jenseits der Zugbrücke.



52. Nach langer Wanderung erreichten der Kaufherr Leberecht Koburger und sein Kleinknecht Ulrich wieder das Tor der Stadt Nürnberg.



53. Sie berichteten dem Rat der Stadt, was ihnen geschehen war.



54. Und der Stadtschreiber schrieb die Begebenheit von dem Wunderührlein und dem Kaufherren Leberecht Koburger in die Chronik der Stadt Nürnberg, wo man sie bis auf den heutigen Tag nachlesen kann.


DAS LOCH
USW.
DA LACHEN JA DIE KNOLLEN!
„SIEHSTE, DIE SPORTLER HELFEN AUCH WIEDER MIT!"
„..UND VOR ALLEM: KEINE DANEBEN WERFEN, MEIN SOHN..."
„..UND WENN DIR DIE KNIE WEHTUN, MACHST DU'S EINFACH SO!"
Ri



FRIEDEL HART

Zeichnungen: H. Alisch

Der Oberpfleger führte Uschi über einen weiten, blumenübersäten Platz, an den glitzernden Fontänen vorbei, zu einem schloßartigen Gebäude. Wie Uschi noch aus der Schulzeit wußte, hatte früher hier eine Königin gewohnt.

„Es wohnt auch jetzt eine darin", sagte der Oberpfleger, „eine richtige Despotin."

Das erschien wirklich so. Kaum hatte Uschi die Tür zum Schloß geöffnet, als ihr schon das Gebrüll der Königin entgegensprang. Zugleich rüttelte jemand an eisernen Gittern, daß die mürben Mauern des alten Gebäudes auseinanderzufallen drohten.

„Was ist denn das?" Uschi war blaß geworden.

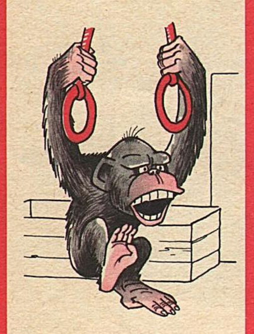
„Wollen wir umkehren?" Der Oberpfleger blickte sie forschend an. „Ein Schoßhündchen ist sie gerade nicht", bestätigte der Oberpfleger.

„Ach was!" Uschi öffnete entschlossen die nächste Tür. Sie hätte am liebsten gleich wieder zugemacht. Zwei zornsprühende Augen blitzten sie an, zwei riesengroße schwarze Hände griffen nach ihr, zwei Reihen starker Zähne drohten aus einem wutverzerrten Gesicht.

Nur gut, daß die eisernen Stäbe des Gitters fest verankert waren. Susi schaute aufmerksam auf Uschi. Minutenlang standen sie Auge in Auge und blickten sich an wie zwei, die abschätzen wollen, wer der Stärkere ist.

In dieser Hinsicht besaß Uschi keine Chance. Im Ernstfall hätte Susi sie bestimmt zerfleischt. Dafür besaß Uschi etwas, womit sie der Schimpansin überlegen war: Verstand.

„Sie ist ja fast wie ein Mensch", sagte sie laut, denn Königin Susi hatte wirklich viel Menschenähnliches an sich. Dazu war



sie schön, auf Schimpansenart schön. Als sie noch in Afrika im Schimpansenwald lebte, war sie das schönste Schimpansenkind. Keines in der Familie hatte größere Ohren und Nasenlöcher, keines einen größeren Mund.

Eine gute Schauspielerin

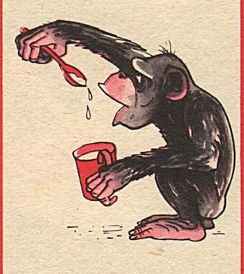
Die Zeit wurde Uschi in den nächsten Wochen sehr kurzweilig. Sie verbrachte viele Stunden vor Susis Käfig, um den Charakter der großen Äffin zu studieren. Das Wesen der Schimpansin schien ihr wie das Wetter im April. Herrschte eben noch Sonnenschein, konnte es gleich darauf donnern und blitzen. Mit der Zeit donnerte und blitzte es aber immer seltener. In der ersten Woche jedoch war Uschi froh, daß Susis Thronsaal aus daumendicken Stahlstäben bestand. Dabei war das Verhalten Susis ganz natürlich. Woher sollte sie wissen, ob das fremde Wesen, das da täglich an den Käfig kam, Freund oder Feind war. Die Äffin tat deshalb, was die Natur sie gelehrt hatte, und sah in Uschi zunächst einen Feind, den es anzugreifen und zu verjagen galt.

Sie tat es mit aller Wildheit, die in ihr steckte.

Ein anderer wäre sicher davongelaufen vor soviel offenem Widerstand. Aber Uschi blieb. Je mehr die Äffin tobte, um so aufmerksamer blickte sie ihr in das zornige Gesicht. Darin war etwas, was mit dem Gehabe der Äffin nicht recht übereinstimmen wollte. Manchmal schien es Uschi sogar, als wäre Susis Wut nur gespielt. Da ihre Angriffe stets sehr echt aussahen, mußte die Schimpansin eine gute Schauspielerin sein. Wie sich später zeigte, führte Susi ihre Angriffe tatsächlich nur zum Schein. Sie wollte Uschi fürchten machen, weil sie sich selber fürchtete.

Auf die Dauer wurde Susi ihre Rolle jedoch zu langweilig. Wer spielt auch gern immer das gleiche Stück? So kam der Tag, an dem Susi nicht wie sonst gegen das Gitter sprang, als Uschi zur Tür hereintrat, sondern friedlich davor sitzen blieb und bittend die Hand hindurchstreckte. „Wollen wir uns endlich vertragen?" Uschi reichte der Schimpansin vorsichtig die Rechte.

War das eine Freude! Susi besah jeden Finger. Sie roch daran, bewegte ihn



hin und her, betastete ihn. Uschi ließ die Äffin gewähren. Versteckte Uschi mal einen Finger, suchte die Schimpansin so lange, bis sie ihn gefunden hatte. Dabei plapperte sie viele freundliche Uu-Uus und Oo-Oos vor sich hin.

Das gemeinsame Frühstück

Am nächsten Morgen machte Uschi ihrer Affenfreundin ein besonders leckeres Frühstück zurecht. In die Tasche steckte sie Affenleckerbissen.

Sie wollte etwas tun, wovor sie der Oberpfleger ausdrücklich gewarnt hatte. Susi wartete schon. Sie hopste vergnügt hin und her und setzte sich dann ans Gitter, wie an den Tagen zuvor.

„Wollen wir zusammen frühstücken?" fragte Uschi und klingelte mit den Schlüsseln zum Käfigtürchen.

„Oo-Oo!" meinte Susi und klatschte bittend in die Hände. Da schloß Uschi vorsichtig das Türchen auf. Aber Susi hatte nichts gegen das gemeinsame Frühstück. Sie benahm sich königlich. Den „Kaffee" trank sie vornehm aus der Tasse und spreizte vornehm

den kleinen Finger ab. Manierlich und ohne zu kleckern löffelte sie den Teller leer und bot Uschi sogar von ihren Bananen an. Dann nahm sie das Handtuch, mit dem sie sich soeben erst den Mund abgewischt hatte, schlang es sich um den Leib und begann zu tanzen.

Das Frühstück dauerte von morgens bis mittags. Und Uschi und Susi waren Freunde geworden.

Der eifersüchtige Stoß

Das Beisammensein der Tierpflegerin mit der Affenkönigin war stets voller Überraschungen. Am liebsten hätte Susi die Freundin den ganzen Tag bei sich behalten.

Das war jedoch schlecht möglich, weil Uschi auch noch die anderen Bewohner des Schlosses zu versorgen hatte, die kleinen Javaneraffen, die kecken Rhesusäffchen, Meerkatzen, Siamkatzen.

Susi aber wollte nicht teilen. Griff Uschi nur zum Schlüssel, wurde die Äffin bereits ungeduldig. Uschi mußte immer eine neue List erfinden, um ihre Aufgaben erfüllen zu können. Eines Tages wollte Susi ihre Freundin durchaus nicht weglassen. Die Schimpansin stellte sich vor die Käfigtür. „Ich komme ja wieder“, sagte Uschi beruhigend.

Susi brummte, stampfte mit Händen und Füßen auf den Käfigboden und setzte sich so, daß Uschi unmöglich hinaus konnte.

Uschi versuchte, dem Spiel ein Ende zu machen, die Äffin beiseite zu schieben. Da erhielt sie einen solchen Stoß vor die Brust, daß sie rücklings gegen das Gitter prallte und nicht mehr aufstehen konnte.

Als sie wieder zu sich kam und sich den Schreck aus den Augen gerieben hatte, bekam sie einen noch größeren Schreck. Hastig rollte sie sich zur Seite, schien es doch, als wollte die Äffin erneut zuschlagen.

Es schien aber nur so. Die Schimpansin war noch erschrockener als Uschi und ihre Wut längst verraucht. Kaum erkannte sie jedoch, daß Uschi nichts weiter geschehen war, als sie auch schon den Ball, den Roller, den Autoschaukelreifen angeschleppt brachte. Sie zog sogar ihre Decke aus der Schlafkiste, um Uschi darin einzuhüllen. Da plapperte sie viele aufgeregte Uu-Uus und Oo-Oos vor sich hin, als wollte sie versichern, daß der Stoß nicht so böse gemeint war.

Uschi hatte genug von den



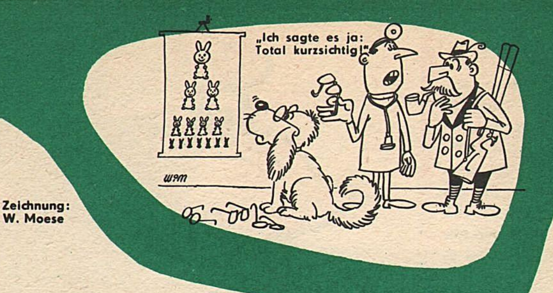
Zärtlichkeiten. Alle Knochen taten ihr weh. Sie nahm den Schlüssel vom Boden und verließ wortlos den Käfig.

Susi machte keinen Versuch, sie zurückzuhalten. Sie ging in ihre Spielecke und zog die Decke über den Kopf, als schäme sie sich dessen, was passiert war.

(Aus: „Tierpflegerin Uschi“, Kinderbuchverlag Berlin)

VOR DER KÖNIGIN

Balance
auf der Nase



Zeichnung: W. Moese

Das einzige Lebewesen, das seine Brille nie verlegt und selbst zum Schlafen nicht abnimmt, ist . . . die Brillenschlange. Dagegen „vergessen" ansonsten recht liebenswerte Zweibeiner sehr häufig ihre Brille, weil sie nicht als „Brillenschlangen" bezeichnet werden wollen. Doch wer wird seinen Freund oder seine Freundin mit jener hochgiftigen Persönlichkeit vergleichen wollen, die stets die Brille bei sich trägt? Und überhaupt . . .

Der große grüne Smaragd

Vor einigen Jahrhunderten war eine „Berille" noch ein kostbarer Luxusgegenstand, den sich nicht jeder leisten konnte. Nur reiche Gelehrte trugen zum Zeichen ihrer Weisheit und Belesenheit in einem riesigen Gestell „Scheibchen vor den Augen". Da das gute Kristallglas dafür zu teuer war, wurde im Jahre 1300 in Venedig ein Verbot dagegen ausgesprochen. Es mußte künftig durch ordinäres weißes Glas ersetzt werden.

„Zum Kuckuck – wo ist sie bloß?"

Schon lange vorher gab es die sogenannten „Lesesteine", primitive Halbkugeln aus poliertem Bergkristall, die man auf die Schriftzeichen auflegte und so Vergrößerungen erzielte.

Der römische Kaiser Nero betrachtete der angenehmen Farbe, vielleicht auch seiner Kurzsichtigkeit wegen die Gladiatorenspiele durch einen großen grünen Smaragd.

Teufel mit Brille

Obwohl die Brillen zuerst teuer und selten waren und nur von den gehobenen und gelehrten Ständen des Hofes getragen werden durften, wurde der Teufel auf Abbildungen mit diesem Wertvollen verziert, damit er die Sünder noch besser finden konnte. In Venedig jedoch mußte jeder, der Augengläser herstellen konnte, einen Eid vor der Kammer der Rechtspflege ablegen. Dieser Eid verbot streng, das Geheimnis der Brillenherstellung zu verraten oder aus der Stadt Venedig hinauszutragen, weil, wie man dem Volke erzählte, es furchtbar wäre, wenn der Teufel wirklich eine Brille bekäme. Denn dann könne er das Sündenregister der Menschen noch besser lesen.

Verstießen Brillenmacher gegen den Eid, so erwartete sie ein hartes Schicksal. Sie wurden mit Gift aus der Welt entfernt.

Mit und ohne Lederriemen

Sehr viel Kopfzerbrechen machte den Leuten in den vergangenen Jahrhunderten die Befestigung der Sehhilfen.

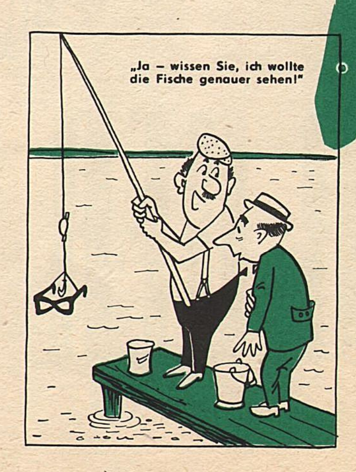
Zuerst mußte die Brille auf der Nase balanciert und mit einer Hand festgehalten werden, um die „Wichtige" nicht zu verlieren. Diese sogenannten Nietbrillen wurden ihrer Unbequemlichkeit wegen bald von den Klemmbrillen abgelöst. Einen weiteren Versuch, Kurz- und Weitsichtigen beim Lesen und Schreiben Erleichterung zu schaffen, stellte die Lederriemenbrille dar. Hier wurden die Augengläser mit einem um den Kopf gewickelten Lederriemen gehalten. Eine Verfeinerung dieser Art waren die Mützenbrillen und die Fadenbrillen, die entweder von der Kopfbedeckung getragen oder durch zwei dünne Fäden hinter dem Ohr befestigt wurden.

Zeichnungen: H. Alisch

Ohne Giftmischerei

Heute werden keine Brillenmacher mehr verfolgt und vergiftet. Und kein schwerer Lederriemen schnürt den Kopf eines Brillenträgers. Unsere moderne optische Industrie exportiert in viele Länder der Welt die beliebten und formschönen Modelle der Optischen Werke Rathenow. Sie werden immer mehr zu einem modischen Attribut, das seinen Platz im täglichen Leben behauptet.

In der DDR werden jährlich etwa 2,5 Millionen Sonnenbrillen verkauft. Meint ihr, daß die meisten sie nur der angenehmen Farbe wegen aufsetzen? Natürlich nicht, denn eine Sonnenbrille kann auch eine Zierde sein. Und eine andere Brille auch. Also ist die „Vergeßlichkeit" wegen der Brillenschlange wohl heute nicht mehr angebracht.





EINER STEHT IMMER KOPF von diesen beiden Schotten, die im Firmenzeichen des VEB Textilwerke Hartha zu sehen sind. Auch du würdest kopfstehen, würden auf einmal all die vielen hübschen Karo- und Schottenmuster vor dir liegen, die dort hergestellt werden. Leuchtend und lustig sind die Farben,

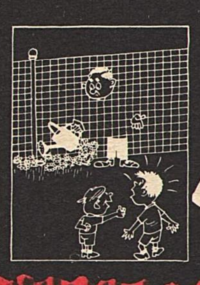


strapazierfähig und praktisch sind die Gewebe, weil viele „spezitex-knitterarm" ausgerüstet sind. Kein Wunder, daß man Hartha-Stoffe nicht nur in unserer Republik, sondern auch in vielen europäischen und überseeischen Ländern gern kauft. Von Moskau bis Havanna, von Sydney bis Amsterdam geht man gern „kariert". Deshalb geben auch wir euch heute einige Tips, wie ihr mit Geschick, Muttis Hilfe und Schottenstoffen eure Kleidung hübsch ergänzen könnt. Für erste Nähversuche empfehlen wir die kleine Schlüssel- oder Taschentuchtasche mit Reißverschluß. Die Weste ist nicht nur für Jungen gedacht, während Kragen mit Gürtel sowie Schal und Tasche nur „Mädchensachen" sind.

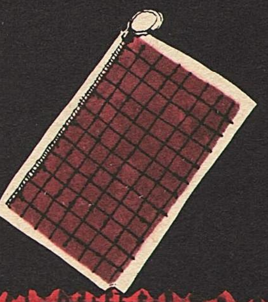
99jährige Schotten aus Hartha!



„. . . und dann blieb noch genau der Rest Stoff für eine hübsche Hose für Klaus übrig!"



„Sieh mal, wie das aussieht, wenn Vater in seiner karierten Jacke am Zaun die Blumen gießt!"







Zeichnungen und Modelle: Härter

Ka-Rosinen der Mode

MODE-KA-RO-sinen

Achtung! Taschenpfiff! 2 eingenähte Schlüsselringe, 1 Hundeleine – fertig ist der Trageriemen.

SCHOTTENSCHNEIDER HERGEHÖRT!

Wer aus Hartha-Schotten Modelle näht, entweder nach unserem beiliegenden Schnittmusterbogen oder nach eigenen Entwürfen, darf diese bis 25. November 1966 an FRÖSI, 10 Berlin, Kronenstraße 30/31, schicken. Vorstellung der besten in großer Fernsehmodenschau. Wer keine Hartha-Schotten bekommt, schreibt FRÖSI. (Namen einnähen, damit die Modelle „gesund" wieder nach Hause kommen!)



SCHOT-nachrich-TEN

Bei den Schotten hatte früher jeder Stamm ein bestimmtes Muster. Am bunten Schottenrock, der Jacke, den Socken und am Barett, die immer aus dem entsprechenden Stoff geschneidert waren, erkannte man die Stammeszugehörigkeit des Trägers dieser Bekleidungsstücke.

Die bren-nen-den Steine

EIN GEWITTER WIRD BERÜHMT



Unweit der kleinen Stadt Klosterrath im Limburgischen umrankt der wilde Efeu eine Klosterruine. Neben dem zerfallenen Tor ist ein gemeißelter Stein in die Mauer eingelassen. Wind und Regen der Jahrhunderte haben seine Schrift fast ausgelöscht, aber noch ist zu lesen: „Anno 1112, den 25. Július, ging hierselbst ein strafender Hagelschlag mit Gedröhn und Blitzen nieder. Er tötete 6 Menschen und vernichtete die Ernte auf den Feldern. 24 Schafe..." – und nun schweigt der Stein.

IN DER HÖHLE DER SCHWARZEN STEINE

An diesem 25. Juli des Jahres 1112 war Hinzpeter, der zwölfjährige Sohn einer armen Korbmacherwitwe, in den Klosterwald gegangen, um Holz für den Herd zu suchen. Als sich die schwarze Wolkenwand des Unwetters vom Westen her drohend über den Wald schob, suchte der Junge Schutz in einer Felsenspalte. Gewaltig dröhnte der Donner, und die Hagelstücke zerfetzten die Blätter der Bäume. Der Junge stand voller Angst. Er kroch tiefer in die Spalte hinein. Plötzlich stolperte der Junge in eine Höhle. Erschrocken sah er sich um. Die zuckenden Blitze erhellten für Sekunden die Höhle und spiegelten sich in schwarzen, glänzenden Steinen in der Wand und auf dem Boden wider. Neugierig nahm der Junge einige der schwarzen Steine in die Hand und legte sie dann in seinen Korb.

Als das Unwetter ostwärts über den Fluß gezogen war, trug Hinzpeter in seiner Tragekiepe das Holz und die seltsamen schwarzen Steine in die kleine Hütte am Rande der Stadt Klosterrath.

KÖNNEN STEINE BRENNEN?



Die Abendsuppe war aufgetragen. Im offenen Herd flackerte das Holzfeuer. Hinzpeter nahm einen der seltsamen Steine und betrachtete ihn nahe der Flammen. Da sprang der Kater dem Jungen auf den Arm. Der schwarze Stein fiel in die Flammen.

Wie gebannt starrte der Junge in das Feuer. Bläuliche Flammen züngelten aus dem Stein, wuchsen, wurden größer und größer. Der Stein begann zu glühen. Wohlige Wärme erfüllte den Raum. „Er brennt!" flüsterte der Junge. „Der Stein brennt!" Er nahm die Kiepe und schüttete alle schwarzen Steine in das Feuer. Wieder züngelten die bläulichen Flammen aus den Steinen, diese glühten und zerfielen dann zu Asche.

DER HEXENHERD VON KLOSTERRATH



Seit diesem Tage brachte Hinzpeter mit dem Holz auch immer die brennenden schwarzen Steine aus der Höhle in die Hütte. Und besser als alles Holz wärmten sie den Herd und hielten die Glut über Nacht. Unter den Nachbarn aber begann es zu flüstern. „Nur Hexen können Steine verbrennen!" Und als das Jahr 1113 gerade angefangen hatte, klagte der Rat der kleinen Stadt die Korbmacherwitwe und ihren Sohn Hinzpeter der Hexerei beim Abt des Klosters an. Die Frau weinte verzweifelt und beteuerte ihre Unschuld. Der Junge aber sah den Abt fragend an. „Wie kann etwas, was im Klosterwald liegt, dem Teufel oder den Hexen gehören?"

Ein Gemurmel lief durch die Versammlung. Und der Junge mußte die Mönche zur Höhle führen. Sie trugen einen Korb mit den brennenden schwarzen Steinen in die Klosterküche.

KOHLEN SIND KEIN HEXENWERK

Die wärmende Glut der brennenden Steine vertrieb die Kälte des Winters aus der Klosterküche. Habgierige Gedanken bewegten den Abt. Und es dauerte nicht lange, da handelten die Mönche von Klosterrath mit den schwarzen brennenden Steinen – der Steinkohle –, und Reichtum floß in das Kloster. Der armen Korbmacherwitwe und ihrem Sohn Hinzpeter aber wurde doch der Prozeß gemacht. Man klagte sie des Diebstahls am Klostereigentum an. Und am 25. April 1113 wurden sie aus dem Gebiet um Klosterrath vertrieben.

Nun verlieren sich die Spuren der Korbmacherwitwe und ihres Sohnes Hinzpeter. Nur in einer alten Chronik der Stadt Haldesreuth ist um das Jahr 1125 von einem Schmied zu lesen, der Hinzpeter hieß und der mit den schwarzen brennenden Steinen die besten Sensen und Geräte zu schmieden verstand, die man je gekannt hatte. Ob aber der Schmied Hinzpeter der Sohn der armen Korbmacherwitwe war – das vermag niemand mehr zu sagen. Gewiß aber ist – die Steinkohle bestimmte für viele Jahrhunderte die Wirtschaft Europas und der ganzen Welt.

GÜNTHER FEUSTEL

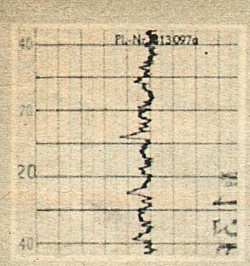
DIE AUSGEGRABENE

SONNE

Woher kommt die braune Kohle?
Wollt ihr darauf Antwort haben?
Seht, die Bagger kratzen, schaben
tief hinunter bis zur Sohle,
beißen aus dem Schoß der Erde
Energie aus reiner Sonne,
daß sie allen nutzbar werde.
Wertvoll ist uns jede Tonne.


MAX ZIMMERING

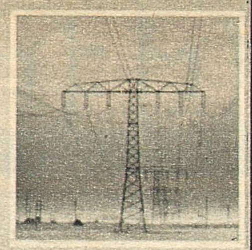




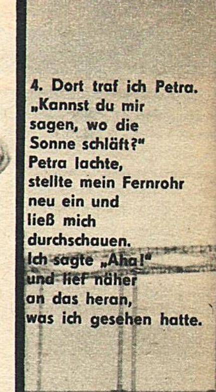
1. Auf meinem Schreibtisch landete ein Brief in Geheimschrift. Ich befragte viele Spezialisten, einer zwinkerte mit den Augen und sagte: „Aufgeschrieben vom Sonnenwecker!“ Ich packte schnell die Reisetasche und fuhr auf Sonnenweckerreportage.



2. Zu allen Leuten sagte ich: „Guten Tag, wo stehen die Sonnenwecker?“ Die meisten sagten: „Die Sonne schläft nicht, die Nacht kommt von der Erdumdrehung!“ Nur die beiden sagten: „Gehen Sie mal dem nach!“



3. Und so kam es, daß ich einer Überlandleitung nachlief. Sie führte mich in ein Kraftwerk. Dort schickte man mich nach Lauchhammer in die Brikettfabrik, von dort auf den Sportplatz, weil man mich für einen Sportreporter hielt.



4. Dort traf ich Petra. „Kannst du mir sagen, wo die Sonne schläft?“ Petra lachte, stellte mein Fernrohr neu ein und ließ mich durchschauen. Ich sagte „Aha!“ und lief näher an das heran, was ich gesehen hatte.

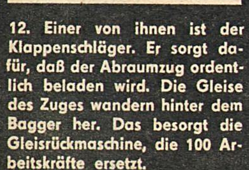
SONNEN-WECKER



10. Die Wecker leben auf „großem Fuß“. Ein richtiger Bergmann nennt die Raupenketten „Latsch“, und auf Latschen läuft alles, was keine „Radbeine“ hat, die Eimer-, Kratz-, Löffel-, Schaufelradbagger.

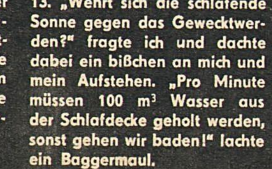


11. Das riesige Schaufelrad des Baggers schluckt Abraum weg und befördert ihn in die Abraumwagen, von denen jeder im Tagebau Kleinleipisch 25 m³ zu den Kippen wegträgt. Drei Menschen beherrschen den Riesenwecker.

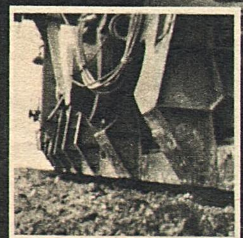


12. Einer von ihnen ist der Klappenschläger. Er sorgt dafür, daß der Abraumzug ordentlich beladen wird. Die Gleise des Zuges wandern hinter dem Bagger her. Das besorgt die Gleisrückmaschine, die 100 Arbeitskräfte ersetzt.





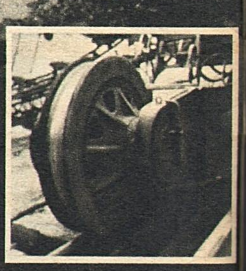
13. „Wehrt sich die schlafende Sonne gegen das Gewecktwerden?“ fragte ich und dachte dabei ein bißchen an mich und mein Aufstehen. „Pro Minute müssen 100 m³ Wasser aus der Schlafdecke geholt werden, sonst gehen wir baden!“ lachte ein Baggermaul.



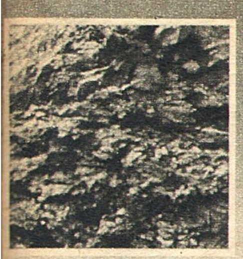
14. Ich blinzelte. Seit wann lachen Bagger? Ich hatte mich sicher geirrt, denn die Eimer schurrten fleißig über das Erdreich und brachten die Menschen näher an die Kohle.



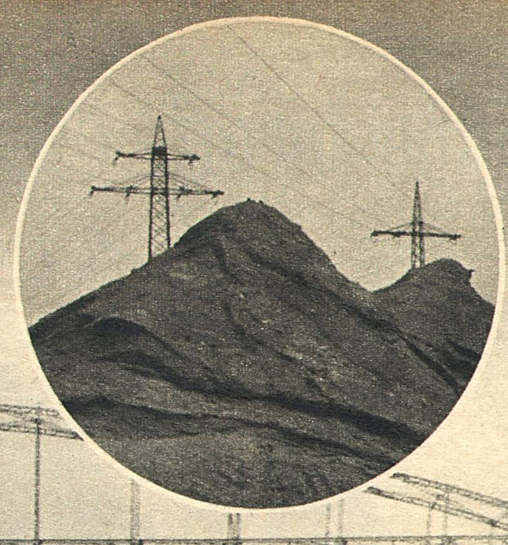
15. „Guten Tag, Weltmeister!“ sagte ich respektvoll zum größten Wecker, der sich im großen Bogen über den Tagebau spannte und „Förderbrücke“ heißt. Die Förderbrücke bewegt in 24 Stunden bis 150 000 m³ Abraum und fördert ihn zur Abraumhalde.



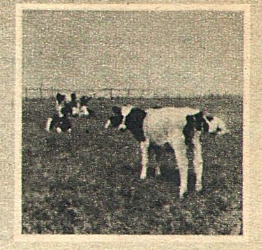
16. Sie spaziert arbeitend auf etwa 250 Laufrädern mit einer Geschwindigkeit von 6 Metern in der Minute. Das Förderband trägt pro Sekunde den Abraum 7 Meter weit. Zur Förderbrücke gehören Bagger und Förderbänder.



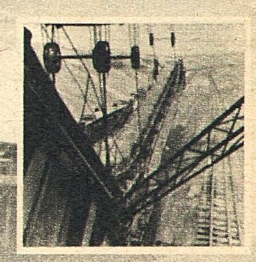
5. Wollte mich Petra verkohlen? Ich sah Braunkohle, sooft ich auch guckte. Wer darin die Sonne wecken kann, muß sehr stark sein. Die Sonnenwecker imponierten mir schon jetzt, weil ich es manchmal verschlafe, obwohl mein Wecker sehr laut ist.



6. Ich lief und plötzlich war rund um mich Mondlandschaft. Am Himmel lief meine Sonnenspur, die Telegrafendrähte. Ich war also nicht ganz so einsam. Meine Einsamkeit verschwand ganz, als ich lebendige Spuren fand.

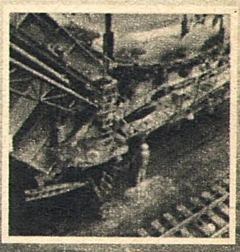


7. Es handelte sich bei den lebendigen Spuren um ... Kühe. Heute nenne ich sie „Kippenkühe", weil ich jetzt viel mehr weiß als damals. Die tote Landschaft ist uns aus der Zeit geblieben, als Kohle dem Kapitalisten Geld brachte, als Leben und Landschaft den Profit geopfert wurden.



8. 100 Prozent aller Braunkohle wird in der DDR in Tagebauen gefördert. In ihnen weckt der Mensch die Kohle, wie der Prinz das Dornröschen. Die „Schlafdecke" ist eine Erdschicht bis zu 100 Metern. Abgebaggert heißt sie „Abraum".

Die Sonne am Himmel reicht nicht aus, um uns Tag und Nacht, Sommer und Winter zu wärmen. Die Klugheit unserer Menschen hat viele Wege gefunden, Energien freizulegen, auch wenn sie versteckt sind. Sie machen unser friedliches Leben immer reicher und schöner. Verfolgen wir die Sonnenspur.



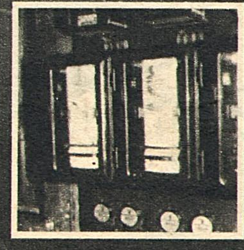
9. Und da standen auch die gewaltigen Sonnenwecker, die mich ganz blitzmunter werden ließen. Ihre Spuren, eine ungeheimnisvolle Geheimschrift, die vom Fleiß der Menschen erzählt, standen in der Erde eingeschrieben.



17. „Was ist, wenn sie 10 Minuten ausruht?" Ich erfuhr: Das bedeutet etwa 1000 m³ Abraum weniger, 300 Tonnen Kohle können nicht gefördert werden, 100 Tonnen Briketts fallen aus. Die Sonne verschläft's, wir sitzen im Dunklen und frieren.



18. Seit 1929 arbeitet der Verdiente Bergmann Kurt Friedrich im Tagebau und dirigiert als einer der Erfahrensten den Weltmeister Förderbrücke. Ihm zeigen wir unsere Geheimschrift. Er nickt. „Damit kontrollieren wir die Riesen und uns."



19. „Und was heißt sie?" Er führte mich in das Führerhaus der Brücke. Dort schrieben Stifte mechanisch auf, wie die Bagger ausgelastet sind. „Die Schrift hilft uns, Weltmeisterleistungen zu bringen!"

Fotos: Garbe

20. Und dann sah ich die schlafende Sonne, braun, staubig heute, steinhart gefroren unter Schnee im Winter, zäher Schlamm im Herbstregen, erkämpft mit Klugheit, Kraft und Gemeinsamkeit. Die Spur der Sonne steckt in jedem Brikett!

MOLLENSCHOTT IM KOHLENPOTT

„Reporter Mollenschott dringend zum Chef!" Dringend? Ich flitzte mit Vollgas. „Hör' zu", sagte der Häuptling der Frösianer. „Braunkohle ist wichtig! Du warst doch vor 15 Jahren Kumpel in Lauchhammer? Sause los, hilf dort mit und schreib' eine Reportage darüber!"
Darum sitze ich nun im Tagebau Kleinleipisch und tippe auf meiner Schreibmaschine. Plötzlich schreit einer über mir:



Schippe? Heiliger Strohsack! Ein Monstrum von Schippe ist das. Ein Schaufelradbagger! Neu für mich. Früher wurde noch . . . Richtig, ich soll ja nicht bloß tippen, sondern helfen. Also ran an den Speck!

WO SOLL DAS KLAVIER HIN?

2

SCHWEISS LASS NACH!

3

4

HAU-RUCK!!!

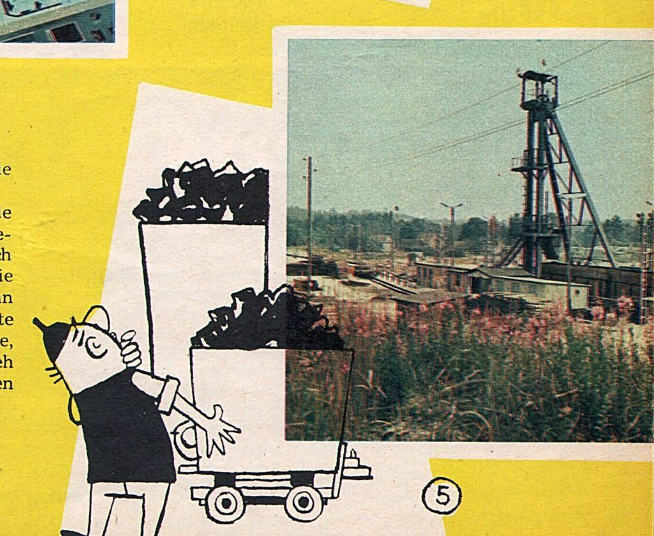
Dort oben sind Gleise verlegt worden. Der Gleiskörper muß gestopft werden. Kann ich's noch? 20 m pro Mann und Schicht war unsere Norm. Also Picke her und los (1). Doch was ist das? Die Kumpel lachen. Von hinten kommt eine Gleisstopfmaschine! Zwei Mann darauf. Sie schaffen 1000 m pro Schicht. Ohne Schweiß! Picke ade!

Daneben arbeitet ein Bagger. Ich schleppe Gleise heran, damit er weiterrücken kann (2). Potztausend, schon wieder umsonst geschwitzt. Der Bagger braucht keine Schienen mehr. Er fährt auf Raupen! Und schneidet sich sogar den Anfahrtsweg selbst.

Auf den Gleisen rollt ein Kohlenzug heran. Aha, die Weiche muß gestellt werden. Männermuskelarbeit! Ich springe zum Weichenhebel (3).

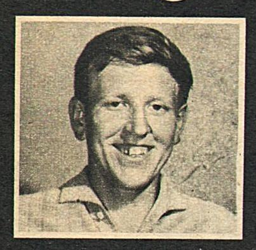
Endlich kann ich mich nützlich machen. Aber denkste! Im Stellwerk drückt eine Frau mit dem kleinen Finger auf einen Knopf. Knacks! macht die Weiche. Fertig ist die Kiste. Auch das schwere Schieben der Kohlenwagen von vor Ort zum Mundloch gehört fast überall der Vergangenheit an (4). Moderne Schachtförderung erledigt das heute leichter und schneller. Und der Transport zum Bunker? Vor 15 Jahren beförderte ein Zug rund 100 Tonnen Kohle. Heute rollt mit starken Elektroloks und neuen Großraumwagen das 2–4fache pro Zug über die Strecke (5).

Was sagte der Chef? „Braunkohle ist wichtig!" Hier wird mehr gefördert. Entschieden mehr! Durch Einsatz neuer Technik steigt die Arbeitsproduktivität. Und wenn ich Bergwerksarbeit von heute mit der vor 15 Jahren vergleiche, dann ziehe ich den Hut. Nun sieh mal an, was aus uns so geworden ist.



Fotos: Garbe, Große (1) Text und Zeichnungen: Richard Hambach

Bergknappe Reinhart





Die Geschichte von einem der auszog, um ein Bergmann zu werden

Als Reinhart 14 Jahr alt war, beschloß er endgültig, Bergmann zu werden. In der Nähe seines Heimatortes waren riesige Braunkohlentagebaue entstanden und fast alle Leute arbeiteten dort. Also ging Reinhart nach Lauchhammer, um den Beruf des Bergmanns zu lernen. Und dort ist er heute, in der Betriebsberufsschule des Braunkohlenkombinats Lauchhammer im 2. Lehrjahr für Maschinisten für den Fahrbetrieb. „Frösi" besuchte Reinhart im Internat. Hier ist sein Stundenplan eines Tages:

6.00 Uhr wenn es auch schwerfällt, muß man aufstehen



6.30 Uhr morgendliche Wäsche



7.00 Uhr das Frühstück schmeckt aber



8.00 Uhr Fremdsprachenunterricht im modern eingerichteten Phonkabinett



10.00 Uhr der Physikunterricht ist interessant und lehrreich



12.00 Uhr nach einem arbeitsreichen Vormittag hat man großen Appetit



13.00 Uhr auch von der Chemie muß man Ahnung haben

14.00 Uhr der praktische Unterricht kommt auch nicht zu kurz



15.00 Uhr ein Maschinist muß vielseitig ausgebildet sein



17.00 Uhr nach dem Unterricht Entspannung bei Sport und Spiel in der großen Turnhalle des Internats



So sieht ein Tag von vielen für Reinhart aus. Er macht neben seiner Lehre auch noch die 9. und 10. Klasse nach, so daß er nach 3 Jahren 2 Abschlüsse hat.

SIND KNAPPEN KNAPP?

In dieser Schule kann man 15 Berufe lernen, da im Tagebau jeder Beruf gebraucht wird. 5 Berufe jedoch sind bergmännische Berufe. „Frösi" stellt euch einige davon vor. Mal sehen, ob ihr nicht Lust bekommt, ein Bergmann zu werden.

Maschinist für den Fahrbetrieb.

Diesen Beruf lernt Reinhart. Nach Ende der Lehre wird er können: Bedienung, Wartung und Pflege der Elektro-Lokomotiven, Gleisrückmaschinen.
Warten und Pflegen der Steuerungs-, Regelungs- und Prüfeinrichtungen.
Ausüben des Fahrbetriebes für Abraum und Kohleförderung.
Bedienen der Signal- und Sicherungsanlagen.
Feststellen von Störungen mechanischer und elektrischer Art.

Maschinist für Braunkohlenbohrungen

Nach 3 Jahren Lehrzeit kann dieser Maschinist:

Selbständiges Durchführen aller im Braunkohlenbergbau vorkommenden Bohrungen (bis 200 m Tiefe).

Transportieren, Aufstellen, Bedienen und Prüfen des Gerätes, sowie Pflegen und Instandhalten von Maschinen und Einrichtungen.

Herstellen und Bearbeiten von Einzelteilen aus metallischen und nichtmetallischen Werkstoffen.

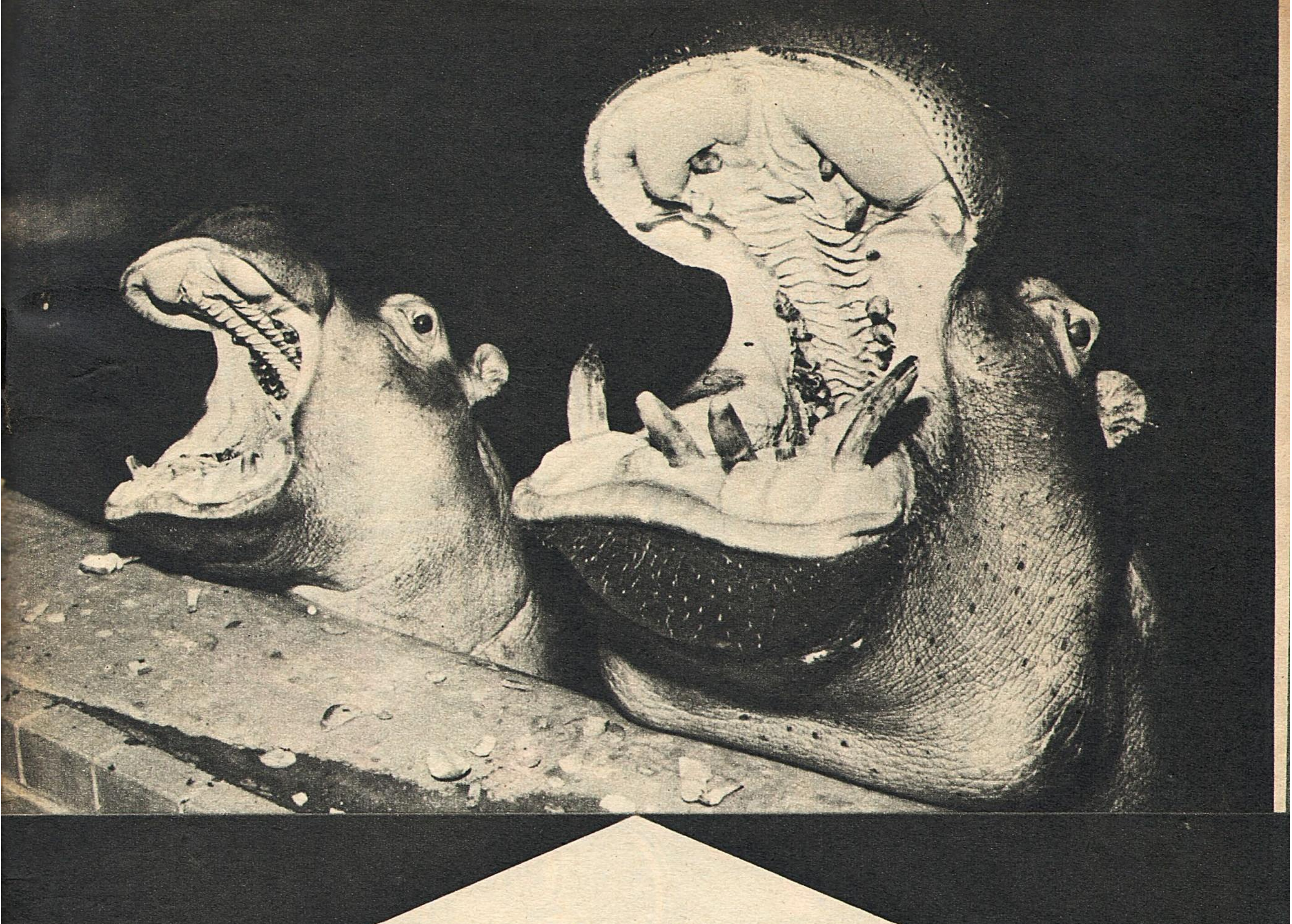
Maschinist für Bergbau – Tagebaugeräte.

Bedienen, Überwachen und Kontrollieren automatischer und mechanischer Groß- und Hilfsgeräte des Tagebaubetriebes.

Mitarbeiten beim Beseitigen größerer Störungen und bei Reparaturen mechanischer und elektrischer Art.

Rechtzeitiges Feststellen sich anbahnender geologischer und hydrologischer Störungen.

Bei all diesen Berufen ist die Möglichkeit gegeben, sich zum Meister, Ingenieur und Diplomingenieur zu qualifizieren. Hast du nicht Lust, Bergknappe zu werden?



SEID KEINE

DICKHÄUTER!

Mit jeder Kilowattstunde spazieren 1,5 Kilogramm Rohkohle aus der Steckdose.

Laßt Lampen, Bügeleisen, Heizsonnen, Tauchsieder während der Spitzenbelastungszeiten sparsam Kohle schlucken.

Ein paar Heizsonnen und Bügeleisen zuviel – und schon muß vielleicht eine hochproduktive Maschine ruhen, weil sie nichts zu schlucken hat!

Es geht um Kohlen! Auch um eure Stromrechnung! Legt das dicke Fell beiseite und rechnet mit:

Wie lange kann eine Lampe 100 Watt (1000 W = 1 kW) brennen, bis sie 1 Kilogramm Kohle geschluckt hat? Schreibt uns alles genau auf – Mutti und Vati, Oma und Opa, Schwestern und Brüder dürfen helfen. Rechnet und denkt bei erstaunlichen Zahlen daran, daß bei Eis und Schnee, bei brütender Hitze und Dauerregen Menschen dafür sorgen, daß Strom in der Leitung ist. Allen fleißigen Rechnern wird ein „Glückauf" zugeschickt!

WAS WÄRE, WENN ...?

Braunkohle –
Brot der Industrie
und Schatz
für unser Leben!
Was wären wir
wohl ohne sie!
Das Bild
will Antwort geben.
Die Werke
hätten keinen Strom,
die Züge
keine Kohlen.
Die Autos
hätten kein Benzin.
Kein Taxi
könnt dich holen.
Es gäbe
weder Licht noch Gas,
und Mutter
könnt nichts kochen.
Sie hätte nicht mal
ein Brikett
für kalte
Winterwochen.
Drum müht
der Bergmann sich im
Schacht,
uns diesen Schatz
zu heben.
Er kennt den Wert.
Die Losung heißt:
Mit Kohle –
besser leben!



BRAUNKOHLEN-
LAGERSTÄTTEN

Berlin
Frankfurt
Magdeburg
Cottbus
Halle
Leipzig
Görlitz

Text und Zeichnung: Richard Hambach